Gesammlete Früchte

der

Bemühungen

der

zu Oettingen im Ries

vereinigten Gesellschaft

der

schönen Wissenschaften.

e bereits im

Nürnberg,

Im Stein- und Raspischen Verlag. 17

Vorrede.

Die Liebe zu den Wissenschaften und die Freundschaft haben den ersten Grundstein zu der nunmehro zu Oettingen im Ries vereinigten Gesellschaft der schönen Wissenschaften geleget. Die Vernunft, gemeinschaftliche Unterredungen, unermüdeter Fleis haben sie erbauet und in denjenigen Stand gebracht, in welchem sie sich jezo befindet. Die bereits im Druck jedermann vor Augen liegende Grundgesetze entdecken die Absichten und die ganze Einrichtung dieser Gesellschaft. Dahin verweisen wir die Leser, welche solche vollständig zu wissen begierig sind. Unter denen Absichten, zu deren Erreichung wir unsere Kräfte mit einander verbunden haben, stehet auch diese, daß wir unsere Arbeiten nach und nach der Welt öfentlich mittheilen, der Beurtheilung der vernünftigen Kenner unterwerfen und unsern Mitbrüdern zum Gebrauch übergeben wollen. Und eben diese Absicht zu erfüllen, tritt in diesen Bogen die erste Sammlung einiger unserer gesellschaftlichen Arbeiten an das Licht. Wir wissen es gar wohl, daß die Anzahl der Schriften von dieser Art schon so gros ist, daß man keine Ursache hat, sich über einen

Mangel derselben zu beklagen. Aber wir wissen es auch, daß dies ein vorzüglicher Vortheil seye, dessen sich unsere gegenwärtigen erleuchteten Tage vor den ehemaligen Zeiten besonders rühmen können. Je mehr und in je verschiedenern Gestalten solche Schriften öffentlich hervortretten, desto merklicher müssen die Grenzen des prächtigen Reichs der schönen Wissenschaften erweitert werden. Wir tragen billig Bedenken, hievon einen weitläuftigen Beweis zu führen. Ist es nicht eine vergebliche Arbeit, diejenige Wahrheit mit etlichen Heeren überwiegender Gründe zu unterstützen, welche die tägliche Erfahrung ohnedem schon gegen alle Einwendungen, gegen alle Zweifel in Schutz genommen hat? Wir sind durch Gründe, und nicht durch eine blose täuschende Einbildung überzeuget, daß unsere gemeinschaftliche Bemühungen, wo nicht viel, doch zum wenigsten etwas zu der Verherrlichung und Ausbreitung der schönen Wissenschaften beytragen. Wir schmeichlen uns mit der angenehmen Hofnung, daß auch etliche unserer Leser, welche die Vernunft und die Gerechtigkeit mehr gelten lassen, als Vorurtheile, Eigenliebe, und Leidenschaften, daß sie unsern Arbeiten nicht allen Nutzen absprechen werden. Freunde der Gelehrsamkeit sind verbunden, mit dem ganzen Vorrath ihrer Kräfte an den Wissenschaften zu arbeiten, und nur der rasende Unverstand kan sie schelten, wenn sie ihren Brüdern die Früchte ihrer Bemühungen mittheilen und ihnen durch Proben zeigen, daß sie

nicht

nicht umsonst gearbeitet haben. So ist unser unstrafbahres Vorhaben genugsam gerechtfertiget und wir haben es nicht nöthig, um uns wider die Anfälle der schäumenden Bosheit in Sicherheit zu stellen, erst eine weitläuftige Schutzrede zu erseufzen.

Was sollen denn die Sammlungen eurer gesellschaftlichen Arbeiten in sich fassen und wie habt ihr sie eingerichtet? So werden vernünftige Leser uns fragen, und wir sind schuldig ihnen hierauf zu antworten. Geschiehet dieses gleich in diesen wenigen Blättern nicht so vollständig, als es vielleicht nach einiger Meinung geschehen solte, so werden sie doch soviel Nachricht ertheilen, als vorjetzo zum Gebrauch derselben nöthig ist. Kommt erst der ganze erste Band zu seiner vollkommenen Reife, so wollen wir das nachholen, was wir jetzo weder haben schreiben können, noch haben schreiben wollen.

Die schönen Wissenschaften sind das Ziel unserer gesellschaftlichen Vereinigung und unsre Sammlungen werden auch nichts anders in sich fassen, als nur solche Arbeiten, welche mit den schönen Wissenschaften in der genauesten Verwandtschaft stehen. Wir müssen, um einiger schwachen Brüder willen, uns genauer erklären, was wir durch die schönen Wissenschaften verstehen. Wir nehmen den Ausdruck in seinem weitern Umfang. Wir begreifen darunter die Weltweisheit mit allen ihren Theilen, die Wissenschaft der Geschichten aller Arten, die Vollkommenheit unserer Muttersprache,

 wo-

womit sowohl gebundene, als freye Reden prangen. Wir sind nicht die ersten, welche die Grenzen der schönen Wissenschaften auf die angezeigte Art bestimmen. Die grösten, die scharfsinnigsten, die berühmtesten Gelehrten unserer Zeit verehren wir hierinnen als unsere preiswürdige Vorgänger. Wir haben schon allen Verdacht einer sträflichen Neuerung von uns abgewiesen, so bald wir uns auf des grosen Gottscheds vortreflichen Büchersaal der schönen Wissenschaften berufen. Es ist ein sehr gemeines Schicksaal vieler Wörter und Redensarten, daß sie in verschiedenen Ohren auch verschiedene Bedeutungen haben. Der Herr Gründlich gebraucht den Ausdruck: eine Predigt halten und dabey hat er diesen Gedanken: eine geistliche Rede, die man nach Anleitung eines göttlichen Ausspruchs über eine Wahrheit der Religion durch eigenes Nachdenken ausgearbeitet hat, einer Gemeine öfentlich vortragen. Herr Großgeist redet auch vom predigen und glaubt, das heise soviel, als eine aus Rambachs, oder Speners, oder Frankens Postillen von Wort zu Wort auswendig gelernte Rede mit dem priesterlichen Schmuck angethan mit heller und vernehmlicher Stimme auf der Kanzel hersagen. Der Herr Scharfsinnig hält eine nach den Umständen eines Verstorbenen durch den Gebrauch seines eigenen Verstandes eingerichtete Rede für seine Parentation. Herr Schwülstig denkt ganz anders. Er tritt vor den Sarg eines erblaßten Greisen, er betet die vortrefliche Schmolkische

Re-

Rede: Es ist genug! thrasonisch her und dies nennet er parentiren. Sind ganz gemeine und bekannte Dinge so vielen Misdeutungen ausgesetzet, warum wundern wir uns denn, daß viele von dem gelehrten Pöbel den Ausdruck schöne Wissenschaften entweder gar nicht, oder nicht recht verstehen, oder doch wenigstens misdeuten? Wir haben uns deutlich genug erkläret und wir haben keine Schuld, wenn auch künftighin einige noch sagen werden: eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften; wir wissen nicht, was ihr saget!

Diese kleine Ausschweifung werden uns unsere vernünftigen Leser nicht als ein Verbrechen anrechnen. Denn wir können ihnen die theuerste Versicherung geben, daß sie aus verschiedenen wichtigen Ursachen nöthig gewesen seye und zur Demüthigung etlicher stolzen Geister dienen müsse.

Wir wollen jetzt insonderheit den Innhalt unserer Sammlungen bekannt machen. Reden/ Abhandlungen und Gedichte werden erscheinen. Nicht nur philosophische, sondern auch historische Wahrheiten, desgleichen witzige und sinnreiche Einfälle sollen die Gegenstände derselben seyn. Hie und da werden die Geschichten des alten Rieses, und besonders verschiedene dunkle historische Umstände, welche die Oettingischen Gegenden angehen, erläutert, aufgeheitert und den Kennern der Geschichtskunden zur Beurtheilung übergeben werden. Wir wollen die Betrachtungen, welche in unsern gesellschaftlichen

Zusammenkünften über die neuesten angenehmen und unangenehmen Begebenheiten, über Glücks- und Unglücksfälle abgelesen worden sind, mit einstreuen. Hieher gehöret die in diesem ersten Stücke befindliche prosaische Ode über eine bey Nachtszeit ohnweit Oettingen entstandene Feuersbrunst. Wir beurtheilen ferner in kurzen Aufsätzen verschiedene periodische Schriften. Wir merken das Schöne, das Besondere, das Vorzügliche/ so wir in denselben gefunden haben, an, wir vergessen aber auch nicht, desjenigen Meldung zu thun, was wir als Unvollkommenheiten, oder als Fehler uns vorgestellet haben. Und das geschiehet auf eine solche Art, daß sich Niemand darüber zu beschweren Ursache haben wird. Die Bescheidenheit führet die Feder und hinlängliche Gründe unterstützen die Urtheile, welche gefället werden. In dieser ersten Sammlung findet sich zwar keiner von den gedachten Aufsätzen, aber in den folgenden werden wir es hieran nicht fehlen lassen. Regelmäsige Ubersetzungen wichtiger in die schönen Wissenschaften einschlagender Abhandlungen sowol französischer als lateinischer Schriftsteller werden auch hier einen Platz erhalten. Unsere Leser sehen in diesem ersten Stücke an dem Leben des Thales, welches aus dem Fenelon übersetzet worden ist, und an der freyen Ubersetzung aus den Reisen des Herrn Ramsey hievon etliche Proben. Die Satyre, jene liebenswürdige Zuchtmeisterin des Lasters wird nicht aus unsern Sammlungen verbannet seyn. Sie soll sich

öfters

öfters zum Preis der edlen Tugend und zur Schande des niederträchtigen Lasters sehen lassen. Sie wird in verschiedenen Gestalten und unter allerhand Kleidern erscheinen. Wir versprechen vernünftige und gesalzene Satyren, welche aber nicht mit den Personen, sondern mit den Lastern sich beschäftigen sollen. Wird einer oder der andere ohne unser Wissen sich getroffen finden. Wird er die belachenswürdige Schwachheit begehen und selbst das Bekenntniß ablegen: ich bins. Wird er uns deswegen gram werden und Rechenschaft von uns fordern. Hier ist unsere Antwort, mit welcher wir ihn abzuweisen entschlossen sind. Mein Freund! zürne nicht über uns. Die Schläge sind gut gemeint. Sie zielen nicht aufs Verderben, oder auf die Beraubung des guten Nahmens ab, sie haben die Besserung zum Entzweck. Wir danken dir, daß du dich uns zu erkennen geben und zeigen willst, daß wir das Laster nicht ohne Seegen angegriffen haben. Sollen wir etwa das Laster nicht mehr ein Laster nennen, sollen wir diese Feindin der Glückseeligkeit etwa nicht in ihrer lächerlichen und verhaßten Gestalt darstellen, darum, weil du mit dem Laster befleckt bist? Zürne über dich selbst und bessere dich!

Soviel vom Innhalt. Verschiedene Federn haben die verschiedenen Arbeiten verfertiget, und daher kommt es, daß die Gedenkungsarten und die Ausdrückungen der Gedanken nicht einerley sind. So verschieden sie aber seyn werden, so wird man doch niemahls die Ordnung in den

Gedanken, noch auch das Reine, Zierliche und Lebhafte in der Schreibart vergeblich suchen dürfen. Ordentlich zu denken und lebhaft zu schreiben, dies haben wir uns alle als das Ziel unserer Bemühungen vorgestecket. Eben die Verschiedenheit in der Art zu denken und zu schreiben, eben die giebt den meisten periodischen Schriften einen besondern Werth; eben die macht, daß sie Leute von sehr verschiedener Gattung und von unterschiedlichem Geschmack mit einem vorzüglichen Vergnügen lesen.

Nichts, als was die ganze Gesellschaft gebilliget hat, wird in diese Blätter eingerücket werden. Und hiezu verbindet uns der §. 29. der Grundgesetze unserer Vereinigung. Alle Arbeiten, ob sie gleich von einzeln Gliedern verfertiget worden sind, müssen daher als Arbeiten der ganzen Gesellschaft angesehen werden. Auch die ganze Gesellschaft wird für einen Mann stehen und die Vertheidigung derselben über sich nehmen, wenn etwa von hier oder dorten her ein Widerspruch geschehen solte.

Die Sachen und Wahrheiten, welche in einem Stück ans Licht tretten werden, verbinden wir durch keine systematische Bande. Bald wird eine Rede von diesem, bald eine Rede von einem andern Gegenstand erscheinen. Hier wird ein Gedicht, dort eine Abhandlung sich sehen lassen. Auf der Seite wird man einen witzigen und belustigenden Einfall; auf der andern Seite

te ernsthafte und moralische Gedanken lesen. Wir wollen kein System, sondern nur Sammlungen von allerhand zu den schönen Wissenschaften gehörigen Wahrheiten durch den Druck allgemein machen. Aber auch bey dieser Vermischung, welche zum Vergnügen und zur Belustigung sehr vieles beyträget, soll die Klugheit jederzeit die Rathgeberin, die Führerin, die Regentin seyn.

Ein jedes Stück, welches wir inskünftige mittheilen werden, soll aus sechs Bogen bestehen. Wieviel aber solcher Stücke jährlich aus der Presse kommen und in den Buchläden erscheinen werden, getrauen wir uns nicht gewiß zu bestimmen. Wir halten uns für verbunden, das zu erfüllen, was wir einmahl verheissen haben. Da wir nun nicht wissen, wie viel wir leisten können, so wollen wir auch nichts versprechen. Es ist besser nichts zusagen und viel halten, als viel versprechen und wenig erfüllen. Doch etwas können wir gewies zusagen. Wenigstens sollen jährlich vier Stücke sich der Welt zeigen.

Wegen der Rechtschreibung müssen wir noch etliche Erinnerungen thun. Es wird sich selbst in dem ersten Stück hie und da in der Rechtschreibung einiger Unterschied finden. Dieser kommt daher, theils, weil wir uns in etlichen wenigen Dingen noch nicht völlig miteinander verglichen haben, welcher Vergleich aber viel-

leicht

leicht nächstens zur Wirklichkeit gelangen wird; theils, weil der Abdruck nicht hier in Oettingen, sondern zu Nürnberg besorget worden ist. Dies mag eine Hauptursache seyn, warum etliche Schreibfehler stehen geblieben sind, welche sonsten würden verbannet worden seyn. Im übrigen wird es der aufmerksame Leser mit seinen eigenen Augen sehen, daß wir der neuesten Rechtschreibung, welche wir für die regelmäsigste und vernünftigste halten, gefolget sind.

Dies ist es / was wir dem Leser haben eröfnen müssen. Das übrige soll die Vorrede zu dem ersten Band dieser Sammlungen in sich fassen.

Wir sind weder so einfältig, noch so eigenliebig, daß wir glauben könnten, wir würden von den allgemeinen Schicksaalen, welche alle Schriftsteller erfahren müssen, befreyet bleiben. Wir sehen es zum voraus, wie uns einige loben, andere tadlen, etliche schelten werden. Wir wissen schon einige nicht allzugünstige Urtheile, welche dieser und jener, diese und jene von unsern Sammlungen gebieterisch gefället haben, ehe ihnen noch selbige zu Gesichte gekommen sind. Aber wir sind deswegen nicht furchtsam, nicht ängstlich, nicht kleinmüthig. Unsere Absichten sind gesetzmäsig, gut, und rühmlich. Unsere Arbeiten können und sollen beurtheilet werden. Deswegen lassen wir sie abdrucken. Von den Kennern der schönen Wissenschaften, von

ver-

vernünftigen Kunstrichtern nehmen wir gegründete, heilsame und bescheidene Erinnerungen mit dem verbindlichsten Dank an, und machen uns ein vorzügliches Vergnügen daraus, von ihnen zu lernen. Wir sind Menschen und können fehlen, wir sind Anfänger und sprechen uns von den Fehltritten nicht frey. Wird man uns eines Versehens überführen, wir wollen uns überzeugen lassen, wir wollen das Versehene verbessern, wir wollen die Männer öfentlich rühmen, die uns eines bessern belehret haben. Wir sind versichert, ächte Freunde der schönen Wissenschaften sind mit unserer vernünftigen Erklärung zufrieden. Irren wir, wenn wir uns mit der vergnügenden Hofnung schmeicheln, daß die wahren Kenner der Gelehrsamkeit unsere Unternehmungen niemahls hindern, wohl aber grosmüthig unterstützen und gewaltig befördern werden? Uns genüget und wir haben schon gewonnen, wenn die vernünftigen Gelehrten auf unserer Seiten sind. Den Halbgelehrten, den Uberwitzigen, den Neidischen, den aufgeblasenen Tadelsüchtigen werden wir auf eine solche Art zu begegnen wissen, daß nicht wir, sondern sie mit ihren kindischen Einwendungen, mit ihren windichten Tändleien vor der ganzen vernünftigen Welt zum Gelächter werden sollen. Wir haben, dem Himmel sey Dank! schon so viel gelernet, daß wir solcher gelehrten Schutführer grindichte Köpfe mit einer scharfen und beissenden Lauge zu waschen vermögend sind. Wir lassen es auf die Probe ankommen, wer

mehr

mehr gewinnen wird, wir oder sie? Die Aussprüche einiger artigen Personen von dem schönen Geschlechte sollen uns nicht allzusehr zu Herzen dringen. Wir verehren sie und werden ihrer schonen, darum, weil sie Glieder des schönen Geschlechts sind. Wir bedauern sie nur, daß sie von Dingen urtheilen wollen, die sie nicht verstehen. Wenn wir erst anfangen werden, Kochbücher zu schreiben und Anweisungen drucken zu lassen, wie man nähen, stricken, sticken, und den weiblichen Putz verfertigen müsse, alsdenn wollen wir ihnen die Ehre der Kunstrichterinnen ohne Bedenken zugestehen. Mit diesem oder jenem elenden und verwegenen Dintenlecker, welcher viel zu ungeschickt ist, aus seinem eigenen strohernen Gehirn nur drey Zeilen in einem Zusammenhang auf das Papier zu tragen und einen halben Bogen ohne etliche Schreibfehler abzuschreiben, mit einem solchen sich in eine Streitigkeit, die schöne Wissenschaften betreffend, einzulassen, dies wäre unserer ganzen Gesellschaft schimpflich. Ihnen wird hiedurch kund und zu wissen gethan, daß wir alle ihre gedankenlose Wäschereyen mit einer edlen Grosmuth verachten und sie niemahls einer Antwort würdigen werden. Würden wir uns etwa einmahl entschliessen, zu unserer und unserer Brüder Belustigung eine gelehrte Hasenjagd anzustellen, so könnte es vielleicht geschehen, daß mit ihnen auch etliche Triebe unternommen würden.

Nun

Nun empfehlen wir uns mit unsern Arbeiten unsern geneigten und günstigen Lesern auf das zärtlichste. Wir wollen es niemahls an Stof zu ihrer Belustigung fehlen lassen, sondern täthich beweisen, wie hoch und theuer wir ihre vortrefliche Gewogenheit schätzen.

Geschrieben zu Oettingen in Ries den 25. des Aprilmonaths 1751.

Johann Heinrich von Brandenstein
der Gesellschaft Aeltester.

Dieses erste Stück enthält.

1.) Ein Gedicht, die Lustreise nach Polſ . .

2.) Die Vorzüge des Landlebens.

3.) Eine freye Ubersetzung, in gebundner Rede, aus des Herrn Ramsey Reisen.

4.) Eine kleine Rede von der Freygebigkeit und Gutthätigkeit gegen die Studirende.

5.) Trostgrund einer edlen Seele.

6.) Eine prosaische Ode von einem bey Nachtszeit entstandenen Brand.

7.) Das Leben des Thales, aus dem französischen des Herrn Fenelon übersetzt.

8.) Anakreontische Ode.

I. Lust.

I. Lustreise nach Pols . .

Ode.

Hier Freundschaft will ich deiner Liebe,
Gestärkt und kühn durch süsse Triebe,
Ein Denkmahl auf die Nachwelt weyhn.
Doch, daß dein Geist mich selbst erhebe,
Der Geist, um den ich Kronen gäbe,
Sollt ich derselben fähig seyn.
Auf dessen sanft gestreckten Schwingen
Will ich bis an die Sphäre dringen.
Horazisch reitzt mein Lied das Ohr,
Dem Neider eckelt nur davor.

Du Luſt, du warſt mir allzu ſüſſe,
Als daß ich dich ſo bald vermiſſe,
Du muſt mich wiederhohlt erfreun.
Mein Freund, und ich, wir werden beyde
Dem Angedenken deiner Freude,
Bey dieſem Liede, Nächte weyhn.
Der Enkel ſoll in ſpäten Jahren
Des Vaters Luſt gerührt erfahren;
Gerührt als wär er ſelbſt dabey:
Mein Lied macht ihm das alte neu.

Noch flos bey einem leichten Traume,
In meines Lagers ſanftem Raume,
Der feuchte Schlummer um mich her;
Als ſchnell die ſinnliche Begierde
Ein ſinnlicher Gedanke rührte,
Als wenn ich fortgeriſſen wär.
So wie bey kühler Morgenwache,
Den Hirten an dem ſtillen Bache,
An den er ſich ermüdet ſtreckt,
Ein ſanfter Weſtwind ſchmeichelnd weckt.

Wie, wenn in ausgeſpannten Zelten
Die ſicher eingeſchlafnen Helden
Ein nächtliches Geſchrey ermannt,
Die Fäuſte das geſchlanke Eiſen
Um ihre Lenden klingend reiſſen,
Der Arm den ſchlaffen Bogen ſpannt:
So ward mein Aug begierig heiter,
Ich warf die ſchnell ergriffne Kleider,
Faſt ohne, daß ich wußt warum,
Den reggemachten Gliedern um.

Dich, Freund, dich reiſſt dein edler Nahme,
Als ich vor deine Zimmer kame,
Von meinem Munde aus der Ruh.
Du ſtandſt; da lag die volle Pfeife,
Die ich zu dem Caffee ergreife;
Der Kutſcher ruft dem Wagen zu.
Der Fuß beſteigt den leichten Wagen.
Schnell werden wir davon getragen.
Die Stadt weicht faſt im Augenblick
Aus unſerem Geſicht zurück.

Wie, wenn des Nordens rasche Schwingen
Durch alle Eichenbäume dringen,
Er an die Aeste rauschend streift:
So rauscht an dem zerquetschten Eise
Das Rad in dem gefrornen Gleise;
Worein das Wasser nach ihm läuft.
Wie Steine von der Felsen Spitzen:
So rollten wir, auf weichen Sitzen,
Dort durch den halb gefrornen Schleim,
In das verwünschte Mögersheim.

Von Osten her umwehn die Lüfte
Uns voller feuchten Winterdüfte,
Durch die das Licht gebrochen spielt.
Drey Götter, die, wo Schöne singen,
Sich sanft um ihre Locken schwingen,
Und deren Macht das Herze fühlt,
Umflattern scherzend unsern Wagen,
Von Wirbeln um uns her getragen;
Ihr Flügel weht uns lauter Lust
Durch alle Sinnen in die Brust.

Dort zeigten ſie bereiſte Wälder,
Mit weis und braun durchzogne Felder;
Des Landmanns Hütte überſchneyt;
Den Rauch aus ſchwärzlichen Kaminen,
In den die Sonnenſtrahlen ſchienen,
Bald wirbelnd durch die Luft zerſtreut;
In einem unzählbaren Haufen
Des Feldhuhns ſpate Bruten laufen.
Der Wagen reißt uns ſchnell dahin,
Wo ich dem Geiſte nach ſchon bin.

Ein Feind vom menſchlichen Vergnügen,
Dort ſah ich ihn am Weege liegen,
Macht hämiſch ſchnell durch einen Stos,
(Freund / füllte Angſt, Verdrus und Schmerze
Dir nicht, wie mir, dein ruhig Herze,)
Das Eiſen an dem Rade los.
Ein Schutzgeiſt aber auf der Seite,
Gerührt durch die geſtöhrte Freude,
Hielt mit der unſichtbaren Hand
Das Eiſen durch den ebnen Sand.

Nun rollen wir durch jene Aue,
Wo ich das Schloß sich nähernd schaue,
Dahin uns Huld und Gnade rief.
Noch merk ich, welch ein zärtlich Fühlen,
Da wir vom Wagen nunter fielen,
Durch alle Adern plötzlich lief.
Da herrscht bey frohen Unterthanen,
Selbst gros, gros durch das Blut der Ahnen,
Der, der sich jüngst mit unsrer Hand,
Dem Witz, der Wissenschaft verband.

Die Freundschaft kam mit holden Minen,
Kaum war sie je so schön erschienen,
Und schlung sich beyden um den Arm.
Sie geht, und führt uns liebreich weiter.
Ihr Einfluß macht die Seele heiter,
Das Herze im Berühren warm.
Da ist der Freund um dessen Liebe
Ich mich in langer Treue übe,
Der Freund, den mir die Jugend gab,
Den ich mit dir getheilet hab.

Ich muß, Gehorsam zu erweisen,
Der frommen Wohnung mich entreissen.
Mit Lust, mein Freund begleitet mich.
Wie froh gehorcht man den Befehlen?
Was soll mir da an Wohlust fehlen?
Die Gnade selbst erniedrigt sich.
Sie kommt mit freundschaftlichem Seegen
Dem Freund / und mir getheilt entgegen.
So dacht ich, und gieng seufzend ein:
Wo wollt ich immer lieber seyn?

Nie, wenn ich bey der Huld und Ehre
Von Jugend auf erzogen wäre,
Nie nähm mich eine Reizung ein.
Nichts ist, was meinen Fus verführte,
Und könnt ich auch der reichste Hirte
In Lieflands rauhen Wüsten seyn.
Da lebte ich bey Deinem Schutze,
Herr / Neidern und der Zeit zu Trutze,
Und auch bey Dir alleine nur,
Vergnügt im väterlichen Flur.

Was unsre Neigung immer wollte,
Wenn der Geschmack erwählen sollte,
Im Teich, Feld, Wald, bedeckt den Tisch.
Wie macht die Kraft vom weiten Rheine,
Der Geist im fahl beperlten Weine,
Die Seele nicht so kühn und frisch?
So redete der Gott der Musen;
Dies fühlten wir im frohen Busen;
Dies sagt der Freund dem Freunde nach,
Wie witzig, stark der Gönner sprach.

Voll Anmuth, wie die Huldgöttinnen,
Stark jedes Ehrfurcht zu gewinnnen,
Reitzt uns des Frauenzimmers Geist.
Voll Kraft und Nachdruck im Bereden.
Ihr Witz beschämt uns zum Erröthen,
Der sich in jedem Ausdruck weißt.
Gerührt betrat ich diese Zimmer,
Die Reitzung mehrte sich noch immer.
Nun, da die Sonne niedrig blickt,
Verlaß ich sie und geh entzückt.

Vom kalten Schatten still umflossen,
Nachdenkend, was ich heut genossen,
Und was der Geist gefühlet hat;
So kam ich mit vergnügtem Blicke,
Und heiterem Gemüth zurücke,
In die zu früh verlaßne Stadt.
Dann hab ich noch in sieben Träumen,
Um nichts an Wohllust zu versäumen,
Die schönste Lust der besten Welt
Mir, doch in Bildern, vorgestellt.

II. Die Vorzüge des Landlebens.

Die gütige Natur hat mich nicht als einen glücklichen Landmann auf diese Welt gesetzet. Ich habe meine Geburt nicht einem emsigen Bearbeiter des Erdreichs zu danken. Der Ort, wo mich das schöpferische Wesen gebildet, war nicht eine anmuthige Gegend des Landes, sondern ich habe diese Welt zu erst in einer Stadt erblickt. Da bin ich auch erzogen worden. Nach den Gewohnheiten, die in Städten herrschen, wurden alle meine Handlungen abgemessen. Es wurde mir in meiner Jugend von keinem andern Vergnügen etwas beygebracht, als welches man in den Städten findet. Niemand entdeckte mir etwas von dem angenehmen, von dem reizenden des Landlebens. Vielmehr war man bemühet,

wenn ich mir etwa selbst in meiner ungebauten Seele einige vergnügte Vorstellungen davon machte, dieselbe so gleich wieder zu ersticken und mir gegen das Landleben den äusersten Widerwillen zu erwecken. Gleichwol hat alle Verachtung desselben und alle Erhebung der Gesellschaft in Städten nicht so viel bey mir würken können, daß ich andern zu Gefallen eine Neigung unterdrückt hätte, die, wie ich glaubte, selbst die Natur heimlich in mich gelegt hatte. Ich behielte meine Meynung, daß das Landleben viele wichtige Vorzüge habe; ich vertheidigte sie, wo ich es ohne Furcht thun konnte, und die heftigsten Widersprüche konnten mich da nicht zaghaft machen; wo ich aber davon schweigen mußte, belustigte ich mich doch in der Einsamkeit mit den angenehmen Bildern, die ich mir bereits selbst gemacht hatte. So hab ich es bishero unter Ihnen gemacht, meine Herren. Ich weiß nicht, ob ich einem unter Ihnen schon diese meine Neigung entdeckt habe; ich weiß nicht, ob Sie mich bishero schon vor einen so grosen Freund des Landlebens gehalten haben, als ich würklich bin. Weil ich, und vielleicht nicht ohne Grund, befürchtete, daß ich Sie beleidigen würde, wenn ich die Lebens-Art derer, welche unansehnliche Dörfer und Flecken bewohnen, der Ihrigen vorziehen wollte, da Sie eben wie ich vor die Städte, als Ihre Geburtsorte etwas patriotisch seyn müssen, so habe ich bishero allezeit geschwiegen. Aber heute mag ich Sie erzürnen oder nicht, heute mögen Sie mich immer vor unwürdig erklären, daß ich eine Stadt bewohne; ich bekenne Ihnen doch ganz aufrichtig und freymüthig, daß ich dem Landleben viel

gewog-

gewogner bin, als dem Leben in Städten. Die Lust, die ich mir schon vor einigen Tagen von dem heutigen in meiner Seele gebildet habe, und das ausnehmende Vergnügen, welches jetzo würklich alle meine Adern durchdringet, da ich diese lustige Gegenden betrachte; dieses hat sich meiner Einbildungskraft völlig bemeistert; dieses hat alles das Anmuthige, was ich jemals von dem Landleben gehört habe, wieder erweckt. Und ich bin jetzo völlig eingenommen von den reizenden Vorzügen des Landlebens. Es fallen mir so viele Gründe ein, dieselben zu unterstützen, daß ich kaum Worte genug finden kan, diesen Reiz zu erheben, es fehlet mir an Ausdrücken, die fruchtbar genug sind, Ihnen alles das Schöne, das ich in meiner denkenden Kraft von dem Landleben habe recht vollkommen zu beschreiben. Es gehet mir wie jenem einfältigen Bauren, der eine schöne Predigt von seinem Pfarrer gehört, aber eben deswegen, weil er so viel schönes gehört hat und weiß, sich beklaget, er könne es nicht so vorbringen, wie er es innwendig habe. Sie wissen es selbst, meine Herren, daß wir Menschen niemals unordentlicher denken, als wenn unsere Seele mit allzustarken Leidenschaften eingenommen und mit gar zu vielen Bildern überhäuft ist. So gehet es jetzo mir. Ich weis kaum, wo ich anfangen soll, Ihnen die Schönheiten meiner Freundin, des Landlebens, zu schildern. Ich mag den Landmann aus einem Gesichtspunct betrachten, aus welchem ich will, ich finde ihn allenthalben, wie er mit den erhabensten Vorzügen pranget. Ich betrachte ihn als einen Menschen, der unter die Sinnlichkeit ver-

kauft ist; ich stelle mir ihn vor als einen Hausvater, ich mache ihn zu einem gelehrten Landmann, ich kan ihn endlich auch ansehen als einen Christen. Und nirgends finde ich ihn von Vorzügen entblöset, überall zeigt er sich mir, wie ihn das Landleben in der Glückseeligkeit weit über diejenigen erhebt, die in Städten wohnen.

Können Sie es läugnen, meine Herren, daß alles was der Mensch, als Mensch, in Ansehung seiner untern Seelenkräfte vollkommnes besizt, in seiner Sinnlichkeit bestehe, da er im Stand ist, eines wahren irrdischen Vergnügens theilhaftig zu werden. Sie müßten selbst aufhören Menschen zu seyn, oder anfangen, Vertheidiger einer mehr als stoischen Unfühlbarkeit zu werden, wo sie dieses läugnen, oder nur in Zweifel ziehen wollten. Und ist es nicht ein eben so vester und wohlgegründeter Grundsatz, daß je mehr reizende Vorwürfe unsere Sinne haben, auch unser sinnliches Vergnügen um so gröser werde. Dies bringt die Natur unserer Seele mit sich. Aber aus eben diesem Grund müssen sie dem Landleben einen wichtigen Vorzug einräumen. O wie viele Seltenheiten der Natur bleiben denen verborgen, die in den rauchigten und verschloßnen Städten wohnen, die der glückseelige Landmann in seiner offenen Wohnung erblicket. Welches sind dann die reizenden Gegenstände, die sich unsern Augen in den Städten darstellen? Viele öfters in der gröften Unordnung gesetzte baufällige Häuser, einige mit dem zarten Pinsel des Maurers en miniature verfertigte Gemählde an diesen alten

Wohnungen, etliche durch die Hand der Menschen angelegte wüste und öde Gärten. Womit können sich unsere Ohren belustigen? Oefters mit nichts, als etwa dem gezwungenen Thon einiger abgenuzter Geigen, oder Flöten. Wenigstens bin ich nicht glücklicher. Und so sind endlich alle diejenige Dinge beschaffen, die in den Städten die Kunst der Natur nachmachen wollte. Alles, was etwa noch einnehmendes in Städten zu finden, ist dasjenige, was der nachahmende Bürger dem Landmann abgelernet hat. Sie wissen es selbst meine Herren, daß wir uns, um uns zu belustigen, öfters vor die Thore unserer Stadt begeben, um dasjenige gerührt zu betrachten, was selbst die Natur Städten noch vergnügendes geben kan. Und gesezt, daß alles in einer Stadt nach den schönsten Regeln der Ordnung abgemessen wäre, gesezt daß alles in dem herrlichsten Pracht erschiene, so verliert doch alles dieses seine reizende Vorzüge endlich dadurch, daß wir es täglich, ohne Veränderung, also ansehen müssen. Stellen Sie sich hingegen, meine Herren, die reizenden Vorwürfe vor, welche die Sinnen des Landmanns ergötzen.

O, daß mich jetzo der Geist eines grosen Brockes belebte, wie wollte ich Ihre Augen, wie wollte ich Ihre Betrachtungen selbst zu einem irrdischen Vergnügen in GOtt erhöhen. Der Landmann eröfnet kaum seine stroherne Hütte, so fällt ihm der ganze Pracht der Natur in die Augen. Alle Sinnen werden da auf einmal mit tausend und aber tausend Annehmlichkeiten ganz erfüllet. Das Aug erblicket die grün bewachsenen

Felder, die reichen Vorrathskammern der ewigen Vorsicht. Die Aecker, welche er im rauhen Winter mit Schnee bedeckt sahe, zeigen ihm im Frühling die fruchtbringende Saat mit unendlichen Veränderungen; er siehet wie sie immer mehr in die Höhe wächset, wie sie immer durch die Allmacht, die sie unterstüzt, stärker wird, wie sie blühet; der Sommer stellt seinem betrachtenden Auge die vollen Aehren dar, die mit einer angenehmen Bewegung sein Gesichte bezaubern. Zunächst an den fruchtbaren Aeckern erblicket er die bunten Wiesen, die mit tausendfarbigen Blumen bewachsen sind. Diese künstlich verfertigte Tapeten umkleiden gleichsam seine ernährende Aecker, ja selbst seine vergnügte Wohnung. Dort in der Ferne entdecket sein entzücktes Auge einen angenehmen Lustwald, wo die nach Reihen gesetzte Bäume von der Weißheit ihres Schöpfers zeigen. Gleich an diesen Wald stösset ein grün bewachsenes Gebürge, wo das nüzliche und freundschaftliche Wollenvieh angenehm gauckelt und seine Nahrung sucht. Unten an dem Fuß dieses Berges erblicket er auf einer lustigen Heyde eine Heerde seiner fruchtbaren und trächtigen Kühe, die seine Augenlust sind, die ihn nicht so wohl, wie meinen Freund, in Entsetzen und Furcht, als in Vergnügen setzen. Kaum hat er aufgehört, seine Augen zu weyden, so bekommen seine Ohren die allerreichste Nahrung. Das stille Rauschen so vieler fliesenden und fallenden Bäche, das angenehme Blöcken seiner Heerden, und der reizende Gesang so vieler beflügelten Luftbürger, die in Millionen veränderter Melodeyen die Güte ihres Schöpfers preisen, setzen ihn ganz ausser sich.

Auf einmal befindet er sich in der Versammlung so vieler muntern Chöre, die das Ohr so ungezwungen und natürlich reizen; und er verachtet jetzo das klingende Saitenspiel an den Höfen der Grosen und die künstlich formirten Thöne der Sänger. Wollen Sie, meine Herren, das vollkommene dieser Landlust recht überzeugend kennen, so hören sie folgende schöne Beschreibung eines glücklichen Dichters. Er schildert kurz aber lebhaft das Vergnügen des Landmanns:

Vergnügt euch, weil ihr könnt, ihr Kinder dieser Flur,
Vergnügt euch, weil auch selbst die Reizung der Natur
Zu dieser Freude lockt. Wie glänzen nicht die Wiesen,
Wo in dem fetten Klee noch tausend Blumen spriesen;
Hier Bäume voller Frucht zur Lust und Kühlung stehn,
Da Bäche durch den Bauch gebogner Wiesen gehn
Und murmelnd doch gelind auf glatt und scharfen Kieseln
Hier durch ein dick Gesträuch dort durch die Auen rieseln.
Es spiegelt sich der Rand der angelegnen Au,
Der Wolken schneller Zug des Himmels heiters Blau,
Die Blumen in dem Klee, die aufgesprungnen Rosen;
Es wälzt sich das Getreyd von Zephirs Hauch gestosen
In krausen Wellen fort kein Fleck ist hier so klein
Er wird dem Aug zur Lust den Ohren reizend seyn.

Aber nicht unglücklicher sind die übrigen Sinne des Landmanns. Sein Geschmack kan sich mit allem dem befriedigen, was nur die Natur schmackhaftes hervorbringt. Sein

zärtliches Gefühl verspühret die aller angenehmsten Empfindungen. Welch eine rührende Empfindung muß es nicht seyn, wenn der fleißige Landmann Morgends und Abends durch den erquickenden Thau des Landes befeuchtet wird. Wie werden nicht die durch die Arbeit ermüdete Glieder, der durch den Schweiß abgemattete Leib da auf einmal wieder mit einer himmlischen Stärkung durchdrungen, wann er sich Abends in den dunkeln Schatten eines dick belaubten Baumes zunächst an den rauschenden Bach hinlegt, wo der kühlende Westwind alle seine schlanke Glieder durchstreichet und auf ein neues belebet. So war es ehemals auf den Mesopotamischen Feldern, wo Jacob und seine liebenswürdige Rahel mit einander scherzten. So stelle ich mir die vergnügten Arcadischen Fluren vor, wo die durch die Schönheit ihrer Schäferinnen bezauberte Schäfer und die durch die mächtigen Triebe ihrer anbetenden Schäfer gerührte Schäferinnen bey ihren selbst verfertigten Hütten, die nichts von Eitelkeit, sondern nur von Einfalt wußten ein mehr als menschliches Entzücken fanden. Ja aus diesem Gesichtspuncte kan ich mir unter dem Landleben selbst Miltons verlohrnes Paradies gedenken. So glaube ich würde sich dort die Unschuld an den Dingen in der Welt belustigt, so würde sie täglich aus der offenen Hand der Natur neuen Stof zur Lust genommen haben.

Fast, meine Herren, fast habe ich mich etwas zu sehr in die sinnliche Betrachtung des Landlebens verlohren. Ich habe noch mehrere Stücke vor mir, daran ich Ihnen die Vor-

züge

züge des Landlebens entwerfen soll. Ich soll Sie Ihnen in der Haushaltung entdecken; ich soll Ihnen diese Vorzüge zeigen, wie sie in das Reich der Gelehrsamkeit, ja selbst in die Ausübung des Christenthums einen starken Einfluß haben. Aber ich lese schon aus Ihren Gesichtszügen, daß Sie mir ein Stillschweigen auflegen und befehlen wollen, daß ich einmal aufhöre, Ihre Ohren zu beleidigen. Ich werde Ihnen dahero die zwey leztere Stücke schuldig bleiben. Vielleicht fügt es sich, vielleicht gönnet uns die Vorsicht ein andermal eine ähnliche Lust mit der, die wir heute geniesen; vielleicht können wir etwa bald bey unserm Freund, der in kurzem unsere Zusammenkünfte persöhnlich verlassen und sich in die fruchtbaren Gegenden unsers Rieses begeben wird, auf jenen lustigen Höhen, wo ihm und seiner Geliebten bereits eine Hütte erbauet ist, unsere Gesellschaftliche Versammlung halten; da wir an ihm einen lebendigen Beweis und ein neues Beyspiel antreffen werden, welch wichtige Vorzüge das Landleben unter den Gelehrten hat. Doch noch eine kurze Zeit müssen Sie mir zuhören, Sie müssen noch mit mir gehen, wenn ich Sie in die Haushaltung führe und Ihnen da viele Vorzüge des Landlebens vor die Augen stelle. Verlachen Sie mich nicht, meine Herren, daß ich mich hinter etwas wage, dem meine Schultern nicht gewachsen zu seyn scheinen. Ich habe freylich aus eigner Erfahrung noch wenig gelernt. Sie wissen es, meine ganze Haushaltung bestehet darinnen, daß ich zum essen gehe, wenns Zeit ist, daß ich mir vielmals selbst

Thee und Caffee zubereite. Das hab ich noch so zimlich begriffen. Ich kan also von der Haushaltung nicht anders reden, als derjenige Student, welcher daraus seine Weltweißheit gelernt, daß er gehört, dieser, oder jener öffentlicher Lehrer lese die Logik und Metaphysik, er lese sie zimlich deutlich / recht gründlich und ordentlich. So gereinigt dessen Begriffe in der Weltweißheit sind, so ausgepuzt, ich kan es nicht läugnen, sind die meinigen in der Haushaltungskunst. Ich habe alles, was ich weiß vom hören sagen, rede ich also manchmal die Unwahrheit, so können sie mich keines Unrechts beschuldigen. Ich habe eben gehört, man habe in einer Haushaltung, Brod, Fleisch, Schmalz, Butter, Salz, Eyer, allerley Arten von Zugemüß und dergleichen nöthig. Es kommt mir um deswillen wahrscheinlich vor, weil ich dergleichen Dinge oft auf einem gedeckten Tisch gesehen habe, und ich eben kein Idealist seyn will. Man hat mir gesagt, man müsse in einer Haushaltung unumgänglich Flachs und Wolle haben, und es ist mir dieses darum begreiflich, weil man mich versichert, daß die Dinger, welche ich zunächst auf meinem Leib trage, aus Flachs zubereitet sind. Ist nun dieses alles gegründet, wie ich es wenigstens gar gerne glaube, welch einen wichtigen Vorzug hat das Landleben nicht? Müßten wir nicht in Städten vielmals am Hungertuch nagen, müßten wir nicht alle Ordensleute werden und das Hemdetragen auf ewig verreden, müßten wir nicht das elendeste Leben führen, wenn uns der gütige Landmann die Früchte seiner Aecker

und seines Viehes entzöge? Müssen wir nicht dieses alles theuer mit Geld bezahlen, da der Landmann es nur in seiner Scheure und in seinem Keller holen darf? Fragen Sie, meine Herren, fragen Sie nur einmal das Frauenzimmer um die Vorzüge des Landlebens hierinnen, sie werden Ihnen tausend derselben erzehlen können, die ich nicht einmal weiß. Wie oft hören wir nicht manches artiges Kind, das in den Hausstand getretten, die bittersten Klagen in Städten führen, daß man auch nicht einmal ums Geld etwas haben könne: gehen nicht ihre meiste Unterredungen dahin, wie glückseelig eine Frau auf dem Land sey, die sich in allem mit Kochen helfen könne, die alles im Haus hätte, womit sie nur ihrem Liebsten eine angenehme und abwechselnde Speise zurichten könnte. Oder sind Sie vielleicht zu ehrgeizig, bey einem Frauenzimmer die Vorzüge des Landlebens zu lernen, schämen Sie Sich etwa ihnen Ihre Unwissenheit darinnen zu bekennen, so fragen Sie Ihren Freund den theologischen Landmann, der aus der vernünftigen Sittenlehre das Hauptstück von der Haushaltungskunst am besten begriffen und behalten hat, der ein lebendiges oekonomisches Reallexikon ist und den Sie in Ansehung der Haushaltungsregeln für eine Handconcordanz gebrauchen können; fragen Sie diesen, der wird Sie bald völlig überzeugen, wie viele Vorzüge das Landleben in der Haushaltung habe. Können Sie mir es nun verargen, meine Herren, wenn ich das Glück derer mit neidischen Augen ansehe, die auf dem Lande wohnen, da ich so vorzügliche Begriffe

davon habe. Können Sie anders, als den Besitzer dieser angenehmen Fluren, den grosen Freund unserer freundschaftlichen Verbindungen vor höchst glückseelig halten? Und sind Sie nicht durch den heutigen Tag thätig und gerührt überzeugt worden, wie viel sinnliches Vergnügen das Landleben, wie viele Vorzüge es in Küchen und Keller habe? Ich will Ihnen zum Beschluß, meine Herren, eine kurze, aber reizende Schilderung unseres dichterischen Freundes vorlesen, die er ohnlängst von dem Landleben gemacht hat. Vergnügen Sie Sich jezo an dieser allein, und versenken Sie darüber meine kriechende Gedanken in eine ewige Vergessenheit:

Holde Landlust! dein Vergnügen
Muß der Menschen Geist besiegen,
Wann er deinen Werth beschaut:
Denn auf deinen stillen Gründen
Ist ein Unschuldsstand zu finden,
Wo ein jedes Morgenroth tausend neue Anmuth thaut.

Keine Lust in deinen Hayhnen
Darf ein bittrer Schmerz beweinen:
Denn die Einfalt der Natur
Reizt dich nicht durch Glanz und Tücke.
Fällst du auch einmal zurücke:
Zeigt dein Fehltritt doch nicht mehr, als der schwachen
Menschheit Spur.

Das Vergnügen dunckler Wälder
Und die Anmuth bunter Felder
Ist den Sinnen ungemein.
Stiller Lüfte Federchöre.
Müssen unserem Gehöre.
Süser, als der Weichlichkeit und der Wohllust Saiten seyn.

Eine jede Morgensonne
Bringt dir einen Tag der Wonne:
Keine Nacht vergällt die Pein.
Alles muß dir Tag und Wachen
Reich von Lust und Anmuth machen.
Eine stille Finsterniß schläfert dich ganz sänftlich ein.

Philidemon.

III. Nach dem Französischen aus des Herrn Ramsey Reisen des Cyrus.

Vom Ehrgeiz angeflammt, stund Perianders Vater
Nach königlicher Macht. Vergessen ein Berather
Des Vaterlands zu seyn, wird er zu dessen Feind;
Korinth, das um den Schatz der alten Freyheit weint,
Wird stolz von ihm beherrscht. Wie lange blindes Glücke
Machst du den Wütrich froh? Wie lange? Das Geschicke,

Das der Tyrann gewünscht, wird bald zu seiner Pein.
Der Feind, der ihn verfolgt, dringt zum Pallast auch ein;
Ja, marternd sitzt er ihm schon im besiegten Herzen;
Er fühlt der Höllenangst, fühlt des Gewissens Schmerzen,
Das er so blind verletzt. Von Reu und Furcht gerührt,
Haßt er den Scepter nun, den er mit Zittern führt;
Ihn drückt die goldne Last der angemaßten Krone;
Voll Unruh sehnt er sich von dem gewünschten Throne
Nach seinem ersten Stand. Korinth, erfreue dich!
Nun wirst du wieder frey; dein Haupt entschliefset sich,
Das aufgezwungne Joch dir wieder abzunehmen;
Doch nein! die Schickung winkt; der Tod belebt dein Grämen,
Er, der jetzt in sich geht, wird von ihm übereilt;
Erblassend will er noch, daß dir der Sohn ertheilt,
Was dir sein Stolz geraubt. Der Prinz muß es beschwören.
Zu prächtig ist der Glanz der königlichen Ehren!
Der Prinz, dadurch verblendt, vergißt den heilgen Eid:
Und seht! den schwarzen Quell von Perianders Leid,
Und ungemeßner Noth!

Ergrimmt von Joch und Ketten
Verhaßter Sklaverey sich mit Gewalt zu retten,
Empörte sich Korinth; doch Periander siegt;
Der Aufruhr wird gedämpft, und der Rebell erliegt.
Die Macht Arkadiens wird seiner Herrschaft Stütze,
Da dessen Erbin sich dem König zum Besitze

Durch

Durch Hymen übergiebt. Beglückte Seltenheit!
Nicht nur der Glieder Reiz; der Tugend Treflichkeit;
Ein edler Heldenmuth schmückt, und erhebt Melissen.
Dreymal beglückter Prinz, ein solch Gemahl zu küssen!

So machts der freche Mensch: er wird von dem Genuß
Des reichsten Glücks nicht satt; auch selbst beym Uberfluß
Wünscht sich sein Hunger mehr. Unseeliges Verlangen!
Das von der Schickung Hand nie kan genug empfangen,
Das stets nach mehrerm geizt. Auch Perianders Brust
Entbehrt, von dir erfüllt, die göttlich süse Lust,
Die die Zufriedenheit gnügsamen Weisen schenket.
Zwey Reiche sind zu klein; sein Wunsch bleibt unbeschränket;
Korcyra reizt ihn noch, er greift es feindlich an;
Er selber geht zu Feld, und ziehet kühn voran.

Korinth versucht aufs neu, die Freyheit zu erzwingen;
Der König ist nicht da; jetzt wirds vielleicht gelingen,
Vielleicht; doch nein, der Muth der grosen Königin
Stützt Perianders Thron; die kühne Kriegerinn
Erhält ihn vor dem Fall. Die Vestung, die sie schützet,
Verthaidigt sie beherzt. Seht, Männer, ihr besitzet
Nicht nur allein ein Herz, ein Herz, das Helden macht:
Hier krönt auch eine Frau des Lorbeers stolze Pracht.

Melisse suchet Trost bey ihrem eignen Feinde;
Verblendet von dem Schein verstellt und falscher Freunde,
Fleht die Betrogene um Prokles Beystand an.
Er, dessen Stolz und Geiz schon längst auf Mittel sann,
Die Gränzen seiner Macht noch weiter zu erstrecken,
Sieht die Gelegenheit, entzückt, sich selbst entdecken.
So schnell er sie ergreift, so schnell beglückt sie ihn;
Korinth, das ihm schon längst zur Hauptstadt schicklich schien,
Wird bald, nach Wunsche sein. Als treuer Freund willkommen,
Wird er auch in die Burg mit Jauchzen aufgenommen.
Doch ach! dem Jauchzen folgt ein plötzlich Klaggeschrey.
Nunmehr entlarvet sich die schnöde Heucheley:
Melisse sieht mit Graus im treugepriesnen Freunde
Die scheusliche Gestalt verrätherischer Feinde.
Der falsche Bösewicht entdeckt nunmehr, vergnügt,
Daß er vor sich gekämpft, daß er vor sich gesiegt.
Sein frecher Eigennutz läßt Periandern wissen:
Er werde sich hinfort mit dem begnügen müssen,
Wovon der Waffen Glück ihn iüngst zum Herrn gemacht.
Korcyra sey ihm nur, sonst nichts mehr zugedacht.

Das Laster suchet sich mit Lastern zu verbinden;
Wo eine Sünde war, da findet man bald Sünden.

Den, der verrätherisch erst Bund und Treue brach
Befleckt iezt geile Brunst. Melissens Ungemach

Erreicht

Erreicht den höchsten Grad durch des Tyrannen Liebe;
Doch, weder Flehn, noch Drohn erstickt der Tugend Triebe
In ihrer keuschen Brust. Elend, empfindet sie
Die Frucht verschmähter Gunst. Des Wütrichs eitle Müh
Reizt seiner Rache Wuth. Ein vester Thurm am Meere
Wird dem unschuldgen Sohn, und ihr der Weiber Ehre,
Zum schnöden Sklavenhaus von seinem Grimm bestimmt.

Bald macht der schnelle Ruf, daß ihr Gemahl vernimmt,
Was Prokles treulos that; er hört von seinen Flammen;
Er hört, daß sein Gemahl, statt solche zu verdammen,
Sie lasterhaft genährt; ja, daß mit seinem Feind,
Zu seinem Untergang, sie schändlich sich vereint.

Unglücklich glaubt er leicht das Falsche mit dem Wahren.
Er forscht nicht weiter nach, er will nicht mehr erfahren.
Gequält von Eifersucht; entflammt von Rach und Wuth;
Gejagt vom heisen Durst nach seiner Feinde Blut,
Erblicket ihn Korinth mit einem Heer von Schiffen,
Eh Prokles, überrascht, zur Wehre noch gegriffen.

Wie, wann des Henkers Faust, die schon den Streich beginnt,
Jezt, der Armseelige, begnadiget, entrinnt:

Das alles, was er fühlt, fühlt jetzund auch Melisse.
Voll Hoffnung, daß sich nun ihr Elend enden müsse,
Dankt sie den Göttern froh; sie glaubt, daß ihr Gemahl
Nur ihr zur Freyheit kam. Allein Melissens Qual
Ist noch nicht bey dem Ziel. Ein Sturm muß sie verneuen.
Sie sieht durch dessen Wuth die Flotte sich zerstreuen,
Die schon dem Hafen naht; mit einem Theil davon
Sieht sie ihr käumend Glück in seiner Blüthe schon
Bey Donner, Blitz, und Nacht in grauser Wellen Rachen.
Den Rest muß Afrika, verschlagen, sicher machen.
Nur Perianders Schiff schont die gemeine Noth;
Zu grösrer Pein gespahrt, flieht ihn der süsre Tod.

Voll Gram kehrt er zurück in die korcyrschen Gränzen.
Gelassen sieht er zwar auf fremder Scheitel glänzen,
Was ihn zuvor erhob; doch alle Tapferkeit
Gewährt ihm keinen Trost für seiner Liebe Leid,
Die er beleidigt glaubt; Er liebete Melissen;
Er liebte sie allein, und sank, von Thränengüssen
Beschwemmt, entnervt dahin, vom Kummer unterdrückt,
So oft sein matter Geist, als treulos, sie erblickt.

Indeß beweinet sie, voll standhaftkeuscher Liebe
Den todvermeynten Mann. Stets voller Tugentriebe

Besorgt sie nun aufs neu von der barbarschen Hand,
Die sie gefangen hält, der Unschuld Widerstand,
Und fleht ohn Unterlaß nach Zevs gewaltgem Schutze.
Ihr Hüter wird gerührt; des Wütrichs Macht zum Trutze,
Muß er ihr Retter seyn. Er bringt ihr tröstend bey,
Daß ihr geliebter Fürst nicht umgekommen sey;
Verspricht, nebst ihrem Sohn sie selbst zu ihm zu bringen;
Er unternimmts beherzt; der Himmel läßts gelingen,
Und seegnet ihre Flucht, die Prokles geile Brust
Mit Schmerz und Wuth durchwühlt. Ihm ist der Wahn bewußt,
Den Periander hegt; er sucht ihn zu bestärken,
Und listig läßt er ihm Melissens Ankunft merken,
Und bringt ihm Rach erfüllt, die falsche Meynung bey,
Daß dieser Reise Zweck, ihn hinzurichten, sey.

Ach Unglückseeliger! wie läßt du dich verblenden!
Du strebst, dein Elend selbst erbärmlich zu vollenden.
Das thut die Eifersucht!

Melisse langt beglückt
Nebst Sohn und Führer an. Kaum wurde sie erblickt
Vom feindlichen Gemahl, so schlägt und tobt sein Herze
Von Wuth und Raserey; Grimm, Eifersucht, und Schmerze
Verdoppeln ihre Macht. Melisse, stets entbrannt

Von rein und starker Gluth, sieht ihn, und kommt gerannt,
Und streckt die Arme aus, ihn an die Brust zu drücken;
Doch ach! der Grausame eilt nur den Dolch zu zücken,
Er zückt, und stößet ihn durch die getreue Brust,
Die, nur für ihn entflammt, nur ihm allein zur Lust
Verliebt und zärtlich war. Ach! rief sie nach mit Stöhnen,
Wehmüthig und beschwemmt von einem Strom von Thrä-
nen,
Mit halben Worten aus, da sie zu Boden sank:
Ach! Periander, ach! ist dieß der Lohn und Dank
Für meine Zärtlichkeit, für meine treue Liebe!

Sie hätte mehr gesagt; allein die Stimme bliebe
Hier mit dem Odem aus. Hier endigte der Tod
Melissens Ungemach. Nach überstandner Noth,
Flog nun ihr reiner Geist nach den beglückten Auen,
Wo sich die Tugenden, nach Werth bekrönet, schauen.

Die Mutter schwimmt im Blut; in Thränen schwimmt
der Sohn.
Gerechten Götter! rächt, rächt! rufet Lykophron,
Der Unschuld heilig Blut; rächt ihr! die mich gebohren
An dem, der mich gezeugt, da ich, was ich verlohren,
An diesem Grausamen nicht selber rächen kan,
Weils die Natur verbeut.

Dieß sagt er, und alsdann
Floh er, und wollte nie den Vater wieder sehen,
Der nun zu spat bereut, was übereilt, geschehen,
Da der Korinther ihm Melissens Treu entdeckt;
Und, wie viel Gram und Leid sie sich dadurch erweckt,
Dem Undankbaren zeigt. So gleich, mit grimmen Händen,
Sucht er Verzweiflungsvoll, sein Elend selbst zu enden
Durch den noch warmen Dolch von der Gemahlin Blut.
Noch fliehet ihn der Tod. Mit wiederholter Wuth,
Soll ihm ein zweyter Stos denselbigen erzwingen;
Doch man verhindert ihn. Er wirft mit Händeringen
Sich winselnd auf die Brust der todten Königinn.

Vollbring, gerechter Zevs! was ich verhindert bin
Mit eigner Faust zu thun: thu dus mit Donnerkeilen!
Auf! ruft er, lasse sie, mich zu zerschmettern, eilen!

Umsonst ist aller Trost! der Unglückseelige
Haßt seiner Freunde Treu. Ach! seufzt er, grausame!
Was wollt ihr, mir zur Pein, das zu erhalten suchen,
Was ich, Unseeliger, gerecht, muß selbst verfluchen?
Mein Leben macht mir Graus; ich zittere dafür!
Durch nichts wird er gerührt, als durch die Rachbegier,
Die man in ihm entflammt. Nunmehro will er leben,
In Hoffnung seinem Feind den Lasterlohn zu geben.

Er wünschts, und es geschicht.

Von Freunden unterstützt,
Belagert er Korinth, wo der Tyranne sitzt.
Er überwindet ihn; bekommt ihn selbst gefangen;
Läßt bey Melissens Grab ihn seinen Lohn empfangen,
Und opfert ihr ihn auf. Doch weder Kron und Rang,
Die ihn aufs neu erhöhn, noch Prokles Untergang
Macht Periandern froh. Ihn martert sein Gewissen.
Er muß den eingen Trost im lieben Sohne missen,
Der aus gerechtem Haß ihn noch beständig flieht.

Vielleicht, daß ihn der Glanz des stolzen Purpurs zieht?
Zuletzt versucht er es. Er hoft ihn zu verpflichten
Durch dieses Opfers Werth; und schickt, ihm zu berichten,
Er halte sich bereit, noch lebend seiner Hand
Den Scepter zu vertraun.

Indeß wird oft der Rand
Des Meers von ihm besucht, wohin in das Verlangen,
Das einge, was er liebt, ihm Sohne zu umfangen,
Mit heiser Sehnsucht trieb.

Zuletzt erscheint das Schiff.
Er eilet froh hinzu; schon steht er im Begriff,
Den längst erseufzten Sohn nun an das Herz zu drücken.

Allein, o welch ein Blick! er muß ihn tod erblicken;
Im Sarge bringt man ihn.

Korcyra hatte sich,
Da Perianders Fus aus seinen Gränzen wich,
Aus Furcht für ihm, empört. Zu seines Hasses Zeichen
Schickt es den Sohn entleibt.

Von so viel Unglücksstreichen
Erschröcklich aufgeklärt, sieht Periander nun
Des Himmels Rach und Grimm auf seinem Meineid ruhn.

Ich schwur; ich brach den Schwur; in ungerechten Ketten
Seufzt noch mein Vaterland. Ich wollt es nicht erretten.
Melisse! Lykophron! gerechten Götter! Ach!
Die ungezählte Noth; die Haufen Ungemach;
Das Elend ohne Maas, so meine Brust erdultet:
Ach! ruft er kläglich aus, wie wohl hab ichs verschuldet!

Die Leiche Lykophrons ist Pracht und Hoheit voll.
Er will, daß alles Volk dabey erscheinen soll.
Er legt mit eigner Hand Gluth an den Scheiterhaufen.
Man siehet einen Strom von seinen Wangen laufen,
Und sprachlos steht er da, biß den geliebten Sohn
Die Flammen aufgezehrt. Den traurgen Rest davon,

Die Asche, die noch raucht, vermischt mit seinen Zähren,
Verschließt ein goldner Topf.

Er winkt, sich zu erklären,
Und alles Volk merkt auf.

Ihr Bürger! fängt er an,
Das Unrecht, das ich euch, gewaltsam angethan,
Das seht ihr nun bestraft. Sie, die erzürnten Götter,
Sind eure Rächer selbst! sie selbst sind eure Retter;
Sie selber machen euch von eurer Sklaverey,
Mit schröcklicher Gewalt, und grimmen Händen frey.
Mein einger Sohn ist tod; vertilgt ist mein Geschlechte.
Ich herrsche weiter nicht. Hier! nehmet eure Rechte;
Nehmt eure Freyheit hin!

Hierauf verschloß er sich
In seines Sohnes Grab. Doch wenig Zeit verstrich,
Als die Verzweifelung ihn um das Leben brachte.
Zween Sklaven wählt er sich; die ließ er einst bey Nachte
An ein bestimmtes Ort, den zu ermorden, gehn,
Den sie an selbigem am ersten würden sehn,
Mit dem Befehl, den Leib darauf ins Meer zu tragen.
Er selber gieng dahin, und so wurd er erschlagen.
Er überkam kein Grab: man fand den Leichnam nicht.
O Beyspiel voller Graus! Erschröckliche Geschicht!

IV. Eine kleine Rede von der Freygebigkeit und Gutthätigkeit gegen Studirende.

Künste und Wissenschaften, meine Herren! jene Zierden und Belustigungen des vernünftigen Geistes, sind allezeit schätzbar. Eine Wahrheit, welche durch einen allgemeinen Beyfall der Verständigen verherrlichet wird. Und ist es wohl ein Wunder, da ihr reitzender, da ihr fast göttlicher Glanz jedermanns Augen bestrahlet? Wir mögen ihren innern Werth prüfen, oder wir mögen den prächtigen Tempel, welchen sie zu bewohnen pflegen, betrachten; oder wir mögen ihren edlen Ursprung nachdenken, oder wir mögen unser Absehen auf die ausnehmend vortreflichen Vortheile richten, womit sie die Erdbürger erfreuen: überall werden wir Gelegenheit, Stof und Farben in Uberfluß antreffen, von den Künsten und Wissenschaften die lieblichsten Schilderungen zu machen und von ihnen das angenehmste Bild zu entwerfen. Bedecket nicht Finsternis das Erdreich, herrschet nicht Dunkelheit über die Völker, bey denen Apollo ein Fremdling ist und von deren Grenzen sich die Musen entfernet haben? Tugend und Menschheit nehmen sogleich Abschied, wenn Künste und Wissenschaften verbannet werden. Wenn der Verstand verwildert ist, so kan der Wille keine andere Früchte, als Dornen und Diesteln tragen. Die schädlichste Barbarey muß sich ungehindert auf den Thron schwingen, wenn die Weisheit den Scepter verlohren hat. Und niemals ist man der fürchterlichsten

Sclaverey, niemals ist man der unerträglichsten Knechtschaft, niemals ist man dem gänzlichen Untergang näher, als wenn man anfängt, Künsten und Wissenschaften einen Scheidbrief zu geben. Der Aberglaube, jene Pest der wahren Verehrung des höchsten Wesens, jene giftige Seuche, welche die Völker verzehret, frisset da, wie der Krebs, um sich, wo die Tummheit am Altar dienet, und wo die Einfalt im Staat das Ruder führet. Durchwandern Sie nur, meine Herren! durchwandern Sie nur die Geschichte des grauen Alterthums, befragen Sie sich nur bey den Denkmalen, so uns von unsern Voreltern aufbehalten worden sind, ich weis, Sie beehren mich mit Ihrem allesgeltenden Beyfall. Die Reichthümer, die Schätze, die Glückseeligkeiten, mit welchen der weiseste Beherrscher der Welt ein Land, ein Volk, eine Stadt beschenket, werden meistentheils verschwenderisch durchgebracht, zum wenigsten werden sie um mehr, als die Helfte, unbrauchbar gelassen und nicht zu dem edlen Zweck geleitet, wozu sie der gütigste Schöpfer bestimmet hat: wenn nicht die Weisheit bey ihrem Gebrauch zur Rathgeberin, zur Führerin, zur Regentin gewehlet wird. Die Gerechtigkeit, das köstlichste Kleinod eines Staats, wird gänzlich unkennbar, die Ruhe und Sicherheit, die Krone eines gemeinen Wesens, fängt an zu wanken, wenn die Benennung des Natur- und Völkerrechtes bey den Häuptern des Volks ein leerer Schall worden ist, wenn Justinian, Trebonian, Carl V. unbekannte Nahmen und Gesetze und Verbindlichkeiten Wörter ohne

Bedeutungen sind. Und damit ich alles mit wenigen Worten ausspreche: dem geübtesten Griffel wird es an Vermögen und Geschicklichkeit fehlen, die betrübten Folgen, welche Blindheit, Finsterniß und Unwissenheit bey einem Volk zu erzeugen pflegen, fürchterlich, schändlich, abscheulich genug zu entwerfen. Nie genug gepriesene Künste und Wissenschaften, unschätzbare Gaben der ewigen GOttheit! welcher Weyhrauch ist wohl köstlich genug, den ihr wegen eurer Vortreflichkeit als ein Opfer verdienet? Womit kan ich euren erhabenen Werth nach Würden erheben? Auch die feurigsten Redner, wenn sie euch zu Ehren den ganzen Reichthum ihrer Beredsamkeit erschöpfet haben, auch diese werden alsdann noch kaum den Anfang gemachet haben, das euch gebührende Lob zu besingen. Glückseelig ist das Land, wo ihr wohnet! Und wie soll ich die Bürger eines Staats nennen, in deren Schoos ihr euren Sitz aufgeschlagen habt? Die Wahrheit, meine ehrwürdige getreue Freundin, stehet mir zur Seiten, und dieser ihr Beystand belebet mich bey Verkündigung eures Ruhms mit einem unerschrockenen Muth. Rom und Griechenland, jene geseegnete Mütter so vieler Helden, so groser Weltweisen; Rom und Griechenland, allwo die Menschlichkeit mit ihren schönsten Auszierungen der Wissenschaften, der Künste und des Witzes erscheinet, diese will ich zu Hülfe rufen, wenn ich, wider alles Vermuthen, deßwegen angefochten werde. Doch ich besinne mich. Ich bin ihres Beystandes nicht bedürftig. Wir bewohnen kein Land, wo man der Finsterniß dienet,

ich habe also nicht Ursache, das Licht von ferne herzuholen. Der gegenwärtige glückliche Zustand unsers geliebten Teuschlands beweiset überzeugend genug, mit welch einer erhöhenden Kraft die Künste und Wissenschaften prangen. Die vorige Barbarey, welche unsere Voreltern in den erleuchteten Augen der gesitteten Bewohner Italiens so klein und verächtlich gemachet hat, diese hat sogleich die Flucht ergriffen, so bald Künste und Wissenschaften in unsern Gegenden ihr Feuer und Heerd aufgerichtet haben.

Entferne ich mich, meine Herren! von den Grenzen der Wahrheit, wenn ich behaupte: Künste und Wissenschaften verdienen jedermanns Beyfall, Hochachtung und Verehrung? Unternehme ich etwas, das ein vernünftiger Richter schelten darf, wenn ich einem jeglichen Glied der menschlichen Gesellschaft die Verbindlichkeit auflege, den Flor, das Aufnehmen, den blühenden Wachsthum dieser Zierden der Menschheit mit dem ganzen Vorrath seiner Kräften zu befördern? Fordere ich etwas ungerechtes, wenn ich als eine Hauptpflicht von den Grosen der Erden verlange, daß sie mit allem Eyfer, mit der aufmerksamsten Sorgfalt dahin sehen solten, daß der erhabene Ort in dem geseegneten Heiligthum des Höchsten jederzeit von solchen bestiegen werde, welche durch eine gründliche Einsicht in die göttliche und menschliche Dinge sich über das niedrige und kriechende des Pöbels erhoben haben; daß die Richterstühle, auf denen man das Recht sprechen soll, nur mit sol-

chen Männern gezieret werden, welche in dem geheiligten Tempel Minervens sich eine Fertigkeit erworben haben, das Wahre von dem Falschen, das Gesetzwidrige von dem Gesetzmäßigen zu unterscheiden? Es müste nicht wahr seyn, daß ein jedes Glied der menschlichen Gesellschaft und besonders die Götter der Erden auf das stärkste verbunden sind, alles nur mögliche zum besten des gemeinen Wesens und zur Wohlfarth des ganzen Körpers, als eines jeglichen Gliedes insonderheit beyzutragen, wenn ich nicht recht solle geurtheilet haben. Siehet man sich nicht nach solchen um, welche der gütige Regent der Welt mit besondern und vorzüglichen Gemüthsgaben beschenket hat, greift man denen nicht unter die Arme, welche bereits einen geheimen Trieb, den Wissenschaften zu dienen, von sich blicken lassen; sucht man die nicht nachdrücklich zu unterstützen und durch alle nur mögliche Mittel zu ermuntern, welche bereits die Süßigkeit der Gelehrsamkeit gekostet haben, so werden die Wissenschaften das Haupt niemahls recht geseegnet empor heben, die edle Gelehrsamkeit wird sich niemals in ihrer schönsten Blüthe zeigen können.

Die Bearbeitung des Verstandes kostet Mühe, und in das Heiligthum des Apolls glücklich einzudringen, dazu werden unzehlig saure Tritte erfordert. Muß man bey solchen Bemühungen nicht verdrossen werden, müssen die emsigsten Füsse nicht laß und ermüdet stille stehen, wenn ein Schüler der Weisheit keine Belohnungen, keine Ehre,

keine Werthschätzung, keine Hochachtung sich zu versprechen haben solte? Es ist nach dem untrüglichen Zeugniß der Erfahrung eine ausgemachte Wahrheit, daß ein Lehrbegieriger nicht ohne grose Kosten seinen Verstand bereichern und zu einer wohlversehenen Vorrathskammer der erhabensten Wahrheiten zubereiten könne. Man muß sich des weisen Unterrichts verschiedener gelehrten Männer bedienen, wenn man in das Herz der ächten Weisheit dringen will. Solche Männer müssen eine vollkommene Verbindlichkeit haben, andern, die es verlangen, von den Schätzen und Reichthümern der Wissenschaften dasjenige getreulich mitzutheilen, was sie selbst mit unabläßiger Mühe eingesammlet haben. Dergleichen Herolde der Weisheit erheben nicht auf allen Erdstrichen, nicht in allen Orten, nicht in allen Städten ihre einladende Stimmen. Nur etliche wenigen Städte sind so glücklich, daß ihre zum Theil zerfallene Mauern eine ansehnliche Anzahl solcher ehrwürdiger Häupter einschliessen. An solche Orte müssen sich diejenige begeben, welche das Bürgerrecht unter den Gelehrten erhalten wollen. Kan man allda von der Luft leben? Gebricht es nicht an Zeit und Gelegenheit, durch saure Handarbeit sein Brod zu verdienen? Werden die benöthigten Lebensmittel nicht nur ums Geld, niemals umsonst, gereichet? Gewiß wenn der geschäftige Magen nichts zu arbeiten hat, wenn er durch ein beständiges bellen und brummen seinen Verdruß und Widerwillen zu verstehen giebt, so vermag der Verstand seine Stärke nicht zu gebrauchen, er ist zu

aller gelehrten Arbeit völlig untüchtig. Geld ist also auf hohen Schulen die Lohsung! Ohne Werkzeuge ist schon der Handwerksmann zum Arbeiten ungeschickt. Die Werkzeuge der Gelehrten sind die Bücher. Wie, ists möglich, daß ein Diener der Wissenschaften ohue diese unentbehrliche Hülfsmüttel bestehen solte? Zween, oder drey kleine Octavbände machen die Sache noch nicht aus. Lutherus kleiner Catechismus, Cansteins Bibel, Habermanns Gebetbüchlein, eine kurze Anweisung zur Rechenkunst, diese sind wohl schöne und vortrefliche Schriften, ein Gelehrter kan sie zum Theil nicht entrathen; aber weit gefehlt, daß sie zu seinen Absichten hinlänglich seyn könnten. Grose Quartanten, wohl gar ungeheure Folianten müssen schon das stille Zimmer eines Halbgelehrten schmücken. Abermahls ein Beweis, daß ein wohlversehener Beutel einen Schüler der Weisheit unterstützen müsse. Leute, die sich der Gelehrsamkeit widmen, haben die Hofnung, dereinstens Häupter der Kirche und Sützen des Staats zu werden. Sollen sie sich denn nicht gleich anfangs an eine gesittete Lebensart gewöhnen? Sollen nicht Kleider, Mienen, Geberden, kurz, ihre ganze äusserliche Aufführung, wie die Schärfe des Verstands von innen; also diese von aussen sie von dem niedern Pöbel unterscheiden? Wer ist mit einem so blöden Gesichte gestrafet, daß er nicht den genauen und nothwendigen Zusammenhang des Geldes mit diesen Dingen übersehen solite.

Wie viel sind Einwohner in einer Republik, von denen einer allein, ohne durch andere Hülfe unterstützet zu werden, solchen Kosten gewachsen ist? Lehret nicht die Erfahrung, daß öfters unter den schlechtesten und unansehnlichsten im Volk die geschicktesten und fähigsten Köpfe gefunden werden? Keinem, der die Welt nur wenig kennet, keinem kan es unbekannt seyn, daß nicht selten in niedern, in strohernen und durchlöcherten Hütten solche gebohren und erzogen werden, die mit den vortreflichsten Gemüthsgaben geschmücket sind, bey denen nichts, als eine gründliche Anführung, Kunst und Fleiß erfordert wird, wenn sie Helden in den Wissenschaften werden sollen. Es sind die Beyspiele groser Männer gar nicht rar, die uns überführen, daß aus den Lenden armer Ackerleute grose Geister hervortretten können. Die Geschichten, auch unsere gegenwärtigen Zeiten stellen uns solche ehrwürdige Häupter zur Verwunderung dar, welche in ihren ersten Jahren, wegen des Mangels der Ihrigen bey Wasser und Brod sich des Hungers erwehren müssen. GOtt und die Natur theilen ihre Güter den Sterblichen nicht umsonst mit. Soll man also solche fähige Köpfe brache liegen lassen? Vernunft und Menschenliebe befehlen, sie den Wissenschaften zu widmen, zu denen sie geboren zu seyn scheinen. Aber hiezu werden fremde Beutel aufgefordert, daß sie sich eröfnen und die zu diesem edlen Zweck nöthige Kosten herschiesen.

Die Bereitwilligkeit, andern, so viel es möglich ist, zu wahren Vollkommenheiten zu verhelfen, ihnen in dem rühmli-

rühmlichen Lauf zu denselbigen nach Vermögen beförderlich zu seyn, diese Bereitwilligkeit heisset mit Recht eine Gutthätigkeit. Verdienen Künste und Wissenschaften nicht den Nahmen wahrer, erhabener und reizender Vollkommenheiten? Ist nun ein jeder verbunden an den Vollkommenheiten seines Mitmenschen nach dem Maas seiner Kräfte zu arbeiten, so ist ja ein jeder auch verpflichtet, in Ansehung der Studirenden nicht müßig zu bleiben. Und das haben Sie, meine Herren! ohne Widerrede mir schon zugestanden. Darum mache ich mit einer muthigen Unerschrockenheit den gegründeten Schlus: Jedermann ist zur Gutthätigkeit gegen diejenige verbunden, welche der Gelehrsamkeit gewidmet sind.

Leute, welche die gütige Vorsicht an Würde, an Ansehen, an Hoheit über andere erhoben hat; Leute, welche die milde Hand des allmächtigen Beherrschers der Welt mit einem Uberflus von den Gütern dieser Erden bereichert hat, solche sind vorzüglich vermögend, den Schülern der Weisheit durch Belohnungen, durch Ehre, durch Ansehen bey ihren Bemühungen einen unüberwindlichen Muth zu verschaffen; diese haben die beste Gelegenheit, Studirende mit einer grosmüthigen Mittheilung von dem Uberflus, den sie beherrschen, in ihren preiswürdigen Absichten zu unterstützen. Verfehle ich wohl des rechten Weeges, wenn ich ganz zuversichtlich behaupte: Hohe und Angesehne, Reiche und Begüterte fordert ein besonderer Ruf der wei-

sen Vorsehung zu der so edlen Gutthätigkeit gegen die arbeitsamen Söhne der Musen auf?

Viele unter denen, welchen der unsterbliche König des Erdkreises Kronen und Scepter anvertrauet hat, haben mit ihrem grosmüthigen Exempel gewiesen, daß sie gar wohl überzeuget gewesen, wozu die Gesalbten des HErrn ihre Hoheit in Ansehung der Gelehrsamkeit einlade. Um den Wissenschaften aufzuhelfen, haben die meisten vernünftigen und klugen Beherrscher der Völker den Studirenden verschiedene herrliche Vortheile, besondere Freyheiten, ausserordentliche Vorrechte von ihrer geheiligten Höhe zuströhmen lassen. Wie viele heldenmüthige Fürsten, deren unsterbliche Nahmen von den dankbaren Musen jetzt und biß auf die spätesten Zeiten durch die prächtigsten Loblieder der undankbaren Vergessenheit entrissen werden, wie viele Götter dieser Erden haben mit den weisesten, mit den mildesten Stiftungen, mit den reichsten Geschenken für die Aufnahme der Wissenschaften, für die bequeme Unterhaltung, für die genugsame Verpflegung vieler Verehrer Minervens mehr als väterlich gesorget? Die Gnade der Grosen hat den Studirenden den Degen als ein besonderes Vorrecht an die Seiten gehänget. Und wer weiß nicht, daß dieses Eigenthum der Helden, welches sie sich durch die Beschützung des Vaterlands erarbeiten, ein prächtiges Zeichen der Ehre ist? Von wie vielen beschwerlichen Lasten, welche den Bürger drücken, von wie vielen Bürden, unter

denen

denen der beschweißte Landmann seufzet, von wie vielen Unbequemlichkeiten, die beeden unangenehm sind, ist der Hause der Gelehrten durch die Huld der Fürsten nicht frey gesprochen? Wenn bey dem unvermutheten Einbruch auswärtiger Feinde fast alle Einwohner eines Staats zur Vertheidigung des Vaterlandes die geschärften Waffen zu ergreifen und zu Felde zu ziehen genöthiget werden, so behalten dennoch die Schüler der Weisheit ihre völlige Freyheit. Zoll, Zinß, Steuern und andere bürgerliche Abgaben machen einem eifrigen Musenfreund keine ängstliche und nachdenkende Sorgen. Die zwey Worte: Studentengut benehmen den sonst heishungrigen Zollnern allen Anspruch auf die Habseeligkeiten der Studirenden. Prangen die Schriften der Gelehrten nicht mit dem unschätzbaren Vorrecht, daß sie die Männer, welche über die Posten Teutschlands gesetzet sind, um die Helfte des ordentlichen Postgeldes von einem Land in das andere liefern müssen? Nicht wenige arme Musensöhne werden an Freytischen gespeiset, welche die Fürstliche Freygebigkeit der Erhabenen im Lande in den öfentlichen Speißsälen auf den hohen und auf einigen niedern Schulen täglich mit dem nöthigen Unterhalt zu besetzen veranstaltet. Schreiben sich nicht die vielen Stipendien und Beneficien, welche die Schüler der Weisheit geniessen, von der seltenen Mildthätigkeit der Häupter des Volks und von der preiswürdigen Gutthätigkeit der Begüterten im Staat her? Und würden sich wohl jemals die Künste und Wissenschaften in Engelland und Teutschland auf den hohen Gi-

pfel der Vollkommenheit, auf welchem sie jezo erhaben prangen, geschwungen haben, wenn wir nicht solche ausnehmende Proben der grosmüthigen Gutthätigkeit gegen die Studirende zum Preiß, zur Ehre, zur Verherrlichung der Grosen und Begüterten im Volk der Nachwelt zu einem immerwährenden Gedächtnis, zur preiswürdigen Nacheiferung ihrer ehrwürdigen Voreltern vor die Augen legen könnten? So bald in dem rauhen und kalten Rußland die Gelehrten einigen Werth, einige Ehre, einige Hochachtung erhielten: so bald etliche gesittete Beherrscher der verwilderten Moscowitten dem Apollo einige Millionen Rubel aufopferten, so bald brachen auch Künste und Wissenschaften, wie das Licht aus der Finsterniß herfür. Bey dem ungehobelten Russen verlohr sich nach und nach die alte Barbarey; der tumme Moscowitte wurde allenthalben angeführet, in Schlachten und Belagerungen regelmäsig zu handeln und wurde geschickt gemachet, durch die Kunst selbst tüchtige Fahrzeuge zu verfertigen, welche ihn über die Meere von einem Land ins andere tragen und mit schweren Ladungen bereichert wieder zuruck zu den Seinigen bringen.

Eben das, was das Gewürz bey den Speisen ist, eben das ist die Klugheit bey der Ausübung einer Tugend. Durch die Klugheit erhält jener prächtige Schmuck der Menschheit erst seine schöne und einnehmende Gestalt. Ist die Mildthätigkeit gegen die, welche sich der Gelehrsamkeit gehei-

geheiliget haben, eine Tugend: und gewiß, sie ist es; Niemand, welcher den bezaubernden Reitz der Tugend kennet, wird ihr dieses Lob strittig zu macheu sich erkühnen: so muß ihr nothwendig die Klugheit, welche bey ihrer Ausübung angewendet wird, den reitzensten Schmuck geben. Die Klugheit gebrauchet keine andere Mittel, als nur solche, welche zu dem vorgesetzten Zweck zu führen geschickt und hinlänglich sind. Sie wendet die geschickten und hinlänglichen Mittel jederzeit so an, daß das vorgesteckte Ziel auch dadurch wirklich erjaget wird. Soll nun die edle Gutthätigkeit gegen die Studirende in ihrem einnehmenden Glanze erscheinen, so muß sie nothwendig durch die gepriesenen königlichen Eigenschaften der Tugend belebet werden. Die Beschaffenheit der Personen, welche sich den Wissenschaften widmen wollen, ihre Fähigkeiten und Gaben des Gemüths, ihre und der ihrigen äusserliche Umstände, ihre Aufführung und der Wachsthum in den angefangenen Wissenschaften verdienen auf der Wage der Vernunft auf das genaueste abgewogen zu werden. Und wenn ist die Klugheit wohl am sorgfältigsten, hierauf ihr Absehen zu richten? Nicht wahr, meine Herren! ich rede zu ihrer Verherrlichung? alsdenn, wenn sie Stipendien und Beneficien mittheilen soll. Niemals wird sie diese Vortheile solchen angedeyen lassen, bey denen das Unreife des Verstandes noch nicht zu beurtheilen erlaubet, ob sie die zu einem Gelehrten erforderlichen Gemüthsfähigkeiten besitzen, oder ob sie derselben von der Natur beraubet sind. Niemals wird sich jene ehrwür-

würdige Regentin unserer vernünftigen Handlungen weder durch dieses, noch durch jenes verblenden lassen, den einfältigen, schläfrigen und tummen Mops, dem fähigen, muntern und verschlagenen Papyrius vorzuziehen. Niemahls wird die kluge Gutthätigkeit gegen die Schüler der Weisheit sich so weit verirren, daß sie den, welcher es wegen seines eigenen Vermögens gar nicht, oder doch weniger, als ein anderer seines gleichen nöthig hat, dem entweder gleichstellen oder wohl gar vorsetzen sollte, welcher ausser seinen vorzüglichen Fähigkeiten zu den Wissenschaften von allen andern Gütern und Habseligkeiten entblöset ist.

Nun solte ich die in einem unvollkommenen und schattigten Grundriß entworfene edle Gutthätigkeit, welche sich die Schüler der Weisheit so sehr verbindlich machet, mit erhabenen Lobsprüchen bis an die Sterne erheben. Ist sie es denn nicht werth, daß man sie mit den prächtigsten Ausdrückungen preise? Mir sollte es an dem reichesten Stof nicht gebrechen, dieses ins Werk zu richten. Nur eins hält mich von dieser wichtigen Arbeit ab. Nur eins leget mir bey dieser schuldigen Pflicht ein ehrfurchtvolles Stillschweigen auf. Ich weiß, daß ein Lobredner seiner Absicht noch lange nicht gemäß handelt, wenn er gleich die Vollkommenheiten, die Vortheile, das erhabene von dem vortreflichen Gegenstand, dem er eine Lobrede hält, blos erzehlungsweise anbringet. Feuer, Lebhaftigkeit, reizende

Anmuth in den Gedanken, bezauberende Schönheit in den Ausdrucken, diese Seltenheiten, diese müssen seiner Lobrede Zierde, Schmuck, Schönheit und den erhabenen Schwung geben. Das lebendige Gefühl meiner Schwachheit überzeuget mich mehr, als zu viel, daß meine Gedanken noch sehr weit von der Lebhaftigkeit eines Lobredners entfernet seyen. Meine eigene Empfindungen nöthigen mich, vor Ihnen, beredte Herren! das freye Geständniß zu thun, daß ich noch nicht geübt genug seye, eine Rede mit Feuer und Anmuth der Ausdrückungen zu begeistern.

Unschätzbare Gutthätigkeit! dein erhabener Ruhm, deine ausnehmende Vortreflichkeit wird alsdenn von mir Unmündigen am besten verherrlichet, wenn ich von dir jauchzend ausrufe: Durch dich werden die niedrigen Geschöpfe dem erhabenen Schöpfer ähnlich. Durch dich schwinget sich der Sterbliche auf den Gipfel der Unsterblichkeit!

Wahrlieb.

V. Trostgrund einer edlen Seelen.

Wenn werden doch die schwarzen Ketten von mir genommen werden, die meine Hände fesseln? Wenn werde ich einmal aus diesem finstern Kerker herausgeführet werden, der mich des erfreulichen Lichtes beraubet? Wenn soll ich, geängstete, meine längst verlohrene Freiheit

bekom-

bekommen? Neblichte Wolken bedecken mir den Himmel. Stockdicke Finsternisse ziehen eine lang verwünschte Decke vor meine Augen, damit ich nicht sehe, wo meine völlige Zufriedenheit ruhet. Hat mich denn nicht ein allmächtiges Wesen aus einem unbegreiflichen Nichts hervorgebracht? Hat mich denn nicht der gütigste Schöpfer zu einem vernünftigen Geiste erschaffen? Muß nicht die Glückseeligkeit eines vernünftigen Geistes durch Erkenntnis allerley Wahrheiten gewirket werden? Warum hat mich dann die weiseste Vorsicht mit einem so groben Körper umgeben, durch welchen ich von dem Schimmer des himmlischen Glanzes nur einige gebrochene Strahlen erblicke? Nur mich zu ängstigen bin ich, unglückseelige, in diese düstere Hütten gestecket worden! Nein, mein gütigster Schöpfer hat es besser mit mir gemeinet. Er hat mich mit einem schönen verklärten Leibe vereinbaret. Ich selbsten habe meine Wohnung so schröcklich zugerichtet! Ich selbsten habe mich durch meine Untugenden in diesen finstern Kerker geworfen! Ich selbsten habe mir die unglückseelige Fesseln an die Beine geschlagen! Darum sehe ich meiner Erlösung gedultig entgegen und will dieses Schicksal mit gelassenem Muthe ertragen.

Sehen Sie, meine Hochzuehrende Herren, so ängstiget sich eine edle, noch in ihrem Cörper verschlossene, Seele, wenn sie vernünftige Betrachtungen über so viele Millionen tausend mögliche Wahrheiten anstellet, weil sie sich nur von wenigen derselben deutliche Vorstellungen machen kan.

Gewiß,

Gewiß, meine Herren, das Wissen des allergelehrtesten unter den Sterblichen ist wie gar nichts zu achten in Ansehung des unbegreiflichen Umfangs der Wissenschaften. Nur das wissen wir, wovon wir uns deutliche Vorstellungen machen können. Nur davon haben wir deutliche Vorstellungen, wovon wir das Wesen und die Eigenschaften durch vernünftige Untersuchungen auf das genaueste erforschen können, so daß uns alle Merkmale selbigen Dinges bekannt sind. Ist der Begriff richtig, den uns grose Lehrer der Weltweisheit von dieser Art der Wissenschaften gegeben haben, ist es richtig, daß sie eine Wissenschaft von dem Wesen aller möglichen Dinge ist, so erkennen wir bald die enge Schranken, die unsere Wissenschaft einschliesen. Von dieser allgemeinen Wissenschaft ist ein richtiger Schluß auf alle mögliche Arten der Wissenschaften zu machen. Die Weltweisheit beschäfftiget sich durch vernünftige Schlüsse zu erforschen, was einem Dinge vermöge seines Wesens zukomme, oder nicht zukomme. Ein jedes Ding, das da ist, hat sein Wesen; denn das Wesen ist der erste Begriff von einer Sache. Folglich ist diese Wissenschaft eine allgemeine Wissenschaft. Folglich muß sie in allen Wissenschaften die Deutlichkeit geben. Aber von wie vielen Dingen können wir wohl so genau erforschen, was ihnen vermöge ihres Wesens zukomme, oder nicht zukomme? Von wie vielen Dingen haben wir wohl deutliche Begriffe? Die Zahl aller möglichen Dinge ist unendlich. Die Anzahl der deutlichen Begriffe, die wir haben, ist gering/ daß sie auch bey den

allergeübtesten Sinnen kaum die Zahl einiger tausend übersteiget. Wer kan die Verhältniß zwischen tausend und unendlich bestimmen? Ja, eine unendlich kleine Verhältnis ist es; daher sie auch vor nichts zu achten ist.

Sollen denn wohl die Kräften der menschlichen Seelen beständig in so engen Grenzen eingeschlossen bleiben? oder soll einmahl ein Augenblick erscheinen, da sie mehrere Fähigkeit zu denken besitzen wird? Allerdings wird ein solcher glückseeliger Augenblick, und zwar mit dem Ende unserer Tage, hereinbrechen, da sie aus den Hütten Kedar wird ausgeführet werden, und die Wohnungen unter Mesech verlassen. Ich werde dieses mit meiner Hochgeehrtesten Herren gütigster Erlaubnis, jetzo mit einigen Gründen unterstützen.

Ich werde mich nicht bey den träumenden Grillen Platonis, Aristotelis, Pythagorae, und andere heidnischen Weltweisen aufhalten/ als wäre die Seele zur Strafe in diesen Cörper gestecket worden, oder als müßte sie oft, als ein irrender Geist, herum wandern. Die schlafsüchtige Meinung der Seelenschläfer wird von sich selbsten dahin fallen. Darum werde ich nur einige Beweiße voraus setzen, die die Sache selbsten voraus setzet, ehe ich zur Sache selbsten komme.

Nur zweyerley Arten der daseyenden Dinge sind möglich, einfache oder zusammengesetzte. Jene sind denkende,

oder nicht denkende. Jene sind Geister, diese Elementen, oder Monaden. Unsere Seele ist kein zusammengesetztes Ding, sondern ein einfaches. Unsere Seele ist kein Element, oder schlechterdings eine Monade; denn sie dencket. Ein zusammengesetztes Ding kan nicht denken, mithin auch keine Monade, die durch die völlige Auflösung des zusammengesetzten entstanden ist. In den zusammeagesetzten kan keine Veränderung vorgehen, es betreffe dann die Figur, Gröse, oder Lage, oder durch die Bewegung. Und obgleich durch die Veränderung eine Vorstellung geschehen könnte, so kan doch diese Vorstellung nicht zweyerley Dinge miteinander vergleichen, als welches das Denken erfordert, weil sonst zu gleicher Zeit zwo verschiedene Figuren, oder Grösen an einem Dinge entstehen müßten, welches sich aber offenbahr widerspricht. Indeme ein Dinge diese Figur hat, so kan es nicht zugleich jene haben, und indem es diese Gröse hat, kan es nicht zugleich jene Gröse haben. Mithin ist unsere Seele ein Geist, weil sie denket.

Dieser Geist bleibet nicht in einer ewigen Verbindung mit dem Leibe, den er jetzo beherrschet; sondern es wird eine Zeit kommen, da die Lebensgeister sich zerstreuen, und der Leib zu dieser Regierung gänzlich untüchtig wird gemachet werden; denn es ist ein sterblicher Leib. Alle Kräfte, die die Seele anwendet, ihre gewöhnlichen Wirkungen zu vollbringen, werden vergeblich angewendet seyn. Der Sitz der Seele wird durch diese endliche Veränderung

gänzlich zernichtet. Dieser geschäftige Geist wird genöthiget, seine so lang bewohnte Hütte zu verlassen, und einen andern Aufenthalt zu suchen, den er nach Beschaffenheit seines innerlichen Zustandes zu seiner fernern Wohnung erwählen kan. Wie beseelte Kreaturen aus einem baufälligem Hause herausgehen, wenn solches in Schutt und Asche soll verkehret werden, so verläßt dieses einfache Wesen seine hinfallende Hütte, und entrißt sich auch der anscheinenden Sterblichkeit.

Sie stirbet nicht mit dem Leibe: denn sie ist ein unsterblicher Geist. Ein jedes Ding verliert zwar bey seinem Untergang sein Wesen; deswegen aber wird es nicht völlig zernichtet, und kan auch nicht völlig zernichtet werden. Der Untergang eines Dinges besteht in einer Trennung, oder Auflösung der einzelen Theile, die das ganze, zusammen genommen, ausmachten. Die Seele ist ein einfaches Wesen. Ein einfaches Wesen hat keine einzele Theile. Wie solte sie durch eine Auflösung um ihre Würklichkeit kommen? Solte die Seele untergehen, so müßte sie dergestalt untergehen, daß von dem, woraus sie bestanden, gar nichts mehr übrig bliebe. So aber wird sie niemahls zernichtet werden, weder von ihr selbsten, noch von einem andern Wesen ausser sich. Die Seele kan, und wird sich auch selbsten niemahls zernichten. Ihre Kraft ist nur eine denkende Kraft, die nichts, denn Vorstellungen, in ihr hervorbringen kan. Eine blos denkende Kraft kan durch blo-

se Vorstellungen nichts zernichten. Und wenn gleich durch diese Vorstellungen ein Wollen, oder nicht Wollen dazu würde hervor gebracht werden, so wären dieses nur innerliche Kräfte, die ausser sich dieses dennoch auszurichten, nicht vermögend wären. Gleiche Kraft, mithin gleiche Wirkung, werden wir auch bey andern denkenden Dingen antreffen. Vielleicht aber könnten sie von zusammengesetzten Dingen zernichtet werden, die eine andere Kraft, denn eine denkende haben? Es ist wahr, ihre Kraft ist keine denkende Kraft, sondern eine bewegende. Eine bewegende Kraft kan eine Veränderung in andern Dingen, ausser sich, hervorbringen; sie kan auch den Untergang eines Dinges befördern durch die Trennung und Auflösung der Theile. Ausser dem aber kan sie nichts thun. Die Seele ist ein einfaches Wesen; mithin kan sie durch eine bewegende Kraft eines zusammengesetzten Dings ihrer Wirklichkeit nicht beraubet werden. Nur diejenige Kraft kan ein Ding in sein Nichts verwandeln: welche ein Ding aus nichts hervorbringen kan. Aus einem Nichts etwas machen, ist allein einer uneingeschränkten Kraft eigen. Kein endliches Wesen hat dieses Vermögen. Nur das unendliche höchste Wesen kan machen, daß das nichts etwas, und etwas nichts werde. Wenn also dies unbegreifliche Wesen unsere Geister nicht zernichtet, so müßten sie wol unsterblich bleiben. Sterben und zernichtet werden, ist der Seele einerley. Gehäufte und unnöthige Wunderwerke können mit der höchsten Weisheit nicht bestehen. Die Seele ist natürlicher Weise unsterblich.

Ihre Zernichtung erforderte jederzeit ein besonders Wunder. Erhält sie nach dem Tode ihr Wesen, so geschiehet solches natürlicher Weise, ohn einiges Wunder. Warum solte GOtt den ersten, und nicht vielmehr den andern Weeg erwählen? Es ist also ohnmöglich, daß der HErr die Seelen zernichte, ob er es gleich nach seiner uneingeschränckten Macht und Gewalt thun könnte. Zudem würde der HErr seinen Endzweck bey den vernünftigen Geschöpfen schlecht erhalten, wenn die Seelen keine ewige Dauer hätten. Und wo solte endlich der gerechte Richter seine Gerechtigkeit beweisen, wenn die Seelen zugleich mit den Körpern dahin fielen? Würde nicht viel Gutes unbelohnt, und hingegen viel böses ungestraft bleiben? Die Gerechtigkeit bestrafet das Böse, und belohnet das Gute. Was in diesem zeitlichen Leben nicht erfolget, muß dorten mit Wucher ersetzet werden.

Aus der Unsterblichkeit, und aus dem Wesen der Seele folget von sich selbsten, daß sie die Kraft zu dencken, und sich ihrer bewußt zu seyn, durch die Trennung von dem Leibe keinesweges könne verlieren. Die Unsterblichkeit ist eine beständige Fortdauer des Lebens. Was ist das Leben der Seele? Gleichwie man sagt, daß ein Ding tod seye, wenn seine Kräften aufhören zu wirken; so wird die Fortdauer dieser Wirkung das Leben genennet. Ist die Seele unsterblich, so muß ihr Leben beständig fortdauern. Soll sie leben, so muß sie wirken. Ihre Wirkungen aber

aber sind gedenken, ihrer bewust zu seyn, und sich erinnern. Und diese ihre Kraft kan sie durch den Tod nicht verlieren, sonst wäre sie sterblich, und würde auch würklich alsdann das Schicksal des Todes empfinden. Die Seele soll nach dem Tode des Leibes, als eine menschliche Seele, mithin, als eine vernünftige Seele, übrig bleiben. Nur dadurch unterscheidet sich eine vernünftige Seele von andern denkenden Wesen, daß sie das Vermögen habe, sich deutliche Begriffe zu machen, ihrer bewust zu seyn, und sich zu erinnern. Die Seele ist unsterblich. Die Seele lebet. Die Seele wirket. Die Wirkungen sind Wirkungen einer vernünftigen Seele, daher schliese ich: die Seele wird nach dem Tode mit keiner Schlafsucht, oder träumenden Gedanken umgeben seyn. Die Seele wird nach dem Tode nicht nur Begriffe, sondern so gar deutliche Begriffe haben.

Folgete dieses auch nicht unmittelbar aus ihren ersten Begriffen, so hätten wir dennoch genugsam hinreichenden Grund, sie nach dem Tode in eine solche Verfassung zu setzen. Das unendliche gütige Wesen will sie nach seiner Absicht durch den Ausfluß seiner unbegreiflichen Güte in Ewigkeit glückseelig machen. Er überschüttet sie auch wirklich mit dieser Güte nach dem Maas seiner unendlichen Weisheit, so nach den Handlungen der Sterblichen eingerichtet ist. Diese weise Vergeltung aber reißet die Seele aus ihren undeutlichen Begriffen heraus, und versetzet sie in

einen moralischen Zustand, wo sie durch deutliche Vorstellungen einer Belohnung, oder Strafe fähig gemacht wird.

Hier wird der glückseelige Zustand dieses vernünftigen Geistes seinen Anfang nehmen. Hier wird er fähig gemacht werden, die Tiefen der, uns verborgenen, Wahrheiten zu ergründen; wo ihn nicht die Uberzeugung und Furcht der verdienten Strafen in Verzweiflung stürzet, die seine sich selbst untereinander verklagende Gedanken verwirret. Was bisher der Deutlichkeit seiner Gedanken und den wirkenden Kräften seiner Seele im Weege gestanden, ist mit allen groben Theilen des Leibes dahin gefallen. Die Seele ist allein. Ihre Kraft wirket jetzo ungehindert nach ihrem Wesen. So lange sie mit ihrem Körper vereinigt war, hatte sie tausend Empfindungen, die von den verworrenen Sinnen herrührten, die die Ordnung der Gedanken verkehrten. Oft stellten ihr die Augen des Leibes eine unzehlige Menge verschiedener Gegenstände auf einmahl dar, deren verschiedene Bilder ihre Begriffe verdunkelten. Oft brachten die aufmerksamen Ohren ein verworrenes Gethöne, von mancherley Lauten, die sie in ihren einsamen Betrachtungen stöhreten. Wie oft entstehen Empfindungen, die von aussen eine Veränderung in unsern Körper verursachen? Wie oft wird unsere Seele beschäftiget, durch Empfindungen, die in uns selbsten entstehen? Wie viele Neigungen und Begierden erwecken nicht die sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen in uns, die fast alle deutliche

Bilder

Bilder aus unserm Gehirne verbannen? Bald wird unsere Seele von einem übermäßigen Vergnügen, bald Mißvergnügen, bald von einem Bestreben nach einer Sache, bald von dem Abscheu, wie von einem Strom, dahin gerissen. Wer kan die Leidenschaften alle erzehlen, die unserer Seele oft nicht so viel Raum lassen, sich einmahl recht zu besinnen? Bald wird der Mensch von einem heftigen Zorn plötzlich dahingerissen, und völlig ausser Stand gesetzet, seiner bewußt zu seyn. Bald hat die Liebe, bald Haß die völlige Herrschaft. Bald muß dieser Geist einer ausnehmenden Freude, bald allzugroser Traurigkeit gehorsam seyn. Das sind lauter Wirkungen, die den Grund in dem Bau des Körpers haben. Alle diese widrige Leidenschaften fallen mit dem Leibe dahin. Von allen diesen Wirkungen wird die Seele durch die Auflösung ihrer Vereinigung mit dem Leibe befreyet. Was ist daher begreiflicher, was ist unwidersprechlicher, was ist gewisser, denn dieses? Die Seele werde nach dem Tod weit fähiger seyn ihre Betrachtungen anzustellen; ihre Uberlegungen, ihre Vernunftschlüsse werden weit besser von statten gehen; der Zuwachs ihrer deutlichen Begriffe werde in kurzer Zeit einen höhern Grad erlangen, als sie hier in langer Zeit zu thun, nicht vermögend gewesen. Glückseliger Zustand dieses vortreflichen Geistes!

Kommen sie, meine Herren, lassen sie uns diesem Geist unter den Strahlen eines göttlichen Lichtes noch weiter

nachfolgen. Ihm ist eine über alle Maas wichtige Herrlichkeit bestimmet; eine Herrlichkeit, die noch kein sterblich Ohr gehöret, noch kein Aug gesehen hat; da, wo man unaussprechliche Worte höret. Alle Widerwärtigkeiten sind hier biß in den Abgrund der untersten Hölle verbannet. Die allerangenehmsten Regungen des Herzens werden verspühret. Innigste Zufriedenheit setzet die Seeligen in eine heilige Entzückung. Mit kindlicher Ehrfurcht bringen sie täglich ihr Opfer dem, dessen Anblick in ihnen schon die tiefste und heiligste Bewegungen verursachet. Herzliche Liebe, kindliche Furcht, heilige Ehrfurcht sind bey ihnen vollkommene Tugenden. Diese Tugenden setzen eine rechtschaffene Erkenntniß zum Grund, wenn sie einen solchen Grad der Vollkommenheit besteigen sollen. Ist aber ein so hoher Grad dieser vortreflichen Eigenschaften bey den Seeligen in jenem Leben vorhanden, so muß auch ihre Erkenntniß das Wissen der Sterblichen so weit übertreffen, so weit ihre Seeligkeit die Seeligkeit der Menschen übertrift. Gering und unvollkommen genug ist unsere Glückseeligkeit hier auf Erden. Warum? Gering und unvollkommen genug ist unsere Erkenntniß der unbegreiflichen Vollkommenheiten des allerhöchsten Wesens, die Quelle jener seeligen Tugenden. Warum haben jene glückseelige Einwohner des himmlischen Edens einen solchen vorzüglichen Grad dieser vortreflichen Tugenden? Weil sie mit ihrer Erkenntniß gleiche Stuffen bestiegen haben. Warum ist ihr Wissen so weit über das menschliche Wissen erhoben? Weil sie durch Auflösung des Ban-

des von ihrer hinfälligen Hütten solche Fähigkeit bekommen haben, deutlich zu dencken; weil ihre Erkenntniß gröser, ihre Einsicht tiefer und ihre Beurtheilungskraft stärker worden ist. Darum verbindet auch ein hocherleuchteter Bothe des HErrn die Erkenntniß so genau mit der Seeligkeit, wenn er sagt: Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerck aufhören. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunckeln Wort, denn aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ichs Stückweise, denn aber werde ichs erkennen, gleich wie ich erkennet bin. Niemand wird in der Vernunftlehre so unwissend, und in heiliger Offenbahrung so unerfahren seyn, daß ihn noch ein Zweifel in Ungewißheit setzen könnte, ob dieses alles, auch gleich nach dem Tode, seinen Anfang nehmen werde.

Ich weiß, meine Herren, sie sind viel zu vernünftig; ihre Einsicht in wichtige Wahrheiten ist viel zu gros, als daß sie mir bey dem, was ich bisher behauptet habe, Zweifel erregen solten. Doch kan ich mir dieses nicht von halbgeübten Sinnen versprechen. Vielleicht sind einige unter diesen so unbarmherzige Richter, die der Seele das Recht zu denken, ohne genugsame Untersuchung der Sache, absprechen, wenn sie von den Körper wird getrennet seyn? Sie könnten sagen: wenn die Seele ohne Leib denken, und sich ihrer bewußt seyn kan, warum hat sich diese ihre Kraft

nich-

nicht geäussert, ehe sie sich auf Erden, mit dem Körper verbunden hat. Ich antworte darauf: man hat eben so viel verneinende, als bejahende Gründe vor das vorher Daseyn der Seele. Und wird dieses auch zugegeben, was hie schon, als eine bewiesene Wahrheit, angenommen wird, so ist doch daher noch kein Schluß zu machen auf eine gedankenlose Seele, weil uns die Beschaffenheit dieses Geistes vor der Vereinigung mit dem Leibe ganz unbekannt ist. Vielleicht werde ich gar mit einem metaphysischen Canon bestritten werden, daß, weil ein jeder Gedanke von einer Empfindung seinen Ursprung hat; so könne die Seele ohne Körper keine Empfindung, mithin auch keine Gedanken haben. In so weit kan ich auch dieses zugeben, wenn man es verlanget: so lange die Seele mit keinem Körper vereinigt gewesen, durch welche sie sinnliche Empfindungen habe haben können, könne sie ordentlicher Weise keine Gedanken haben. Anders verhält es sich mit einer Seele, die niemahls mit einem Leibe vereinigt gewesen ist, anders aber verhält es sich mit einer Seele, die schon einmahl einen Körper gehabt hat, und nur von demselben ist getrennt worden. Denn da sind ihr schon tausend Bilder von verschiedenen Gegenständen eingedrucket worden, von welchen sie ihre Gedanken unendlich fortführen kan; so wie uns die Erkenntniß belehret, die wir durch die Erfahrung von der Seele bekommen haben. Noch dieses könnte mir hiebey eingewendet werden: wenn die Seele ausser der Vereinigung mit dem Leibe tüchtiger wäre zu denken, so würde sie die allweise Vorsicht nicht mit dem-

selben

selben vereinbart haben, und warum solte sie an jenem Tage abermahl mit ihm vereinbaret werden? Ich antworte kurz: jene Leiber sind von diesen gänzlich unterschieden; daher von diesen auf jene kein Schluß zu machen ist; als dessen Verlust wir noch mit tausend Thränen beweinen. Darum sey nur getrost, meine Seele, und harre gedultig, du meine Getreue, das Ziel deiner Tage wird nicht umsonst durch die göttliche Vorsicht verlängert. Du sollst hier auf Erden schon einen gewissen Grad der Vollkommenheit erlangen, welchen die göttliche Güte in ihrer ewigen Weisheit bestimmet hat. Dieses dein zeitliches Leben ist nur eine Zubereitung zur Erlangung der ewigen Vollkommenheit. Unterwirf dich nur in heiliger Ehrfurcht dieser weisen Verordnung, und gehorche mit einfältigem Herzen den Gesetzen, die dir zu einer untrüglichen Richtschnur deiner Handlungen sind vorgeschrieben worden. Wirst du dich in diesem Reiche der Welt diesen weislichen Gesetzen mit demüthigem Geiste unterwerfen, deren heilige Beobachtung die unendliche Güte von dir erfordert, so wirst du nach diesem Leben in einen solchen Zustand versetzet werden, allwo du immer in Ewigkeit höhere Stuffen der Glückseligkeit besteigen wirst.

VI. Die nächtliche Feuersbrunst.

Eine prosaische Ode.

Die göttliche Freundschaft und die himmmlische Zufriedenheit hatten mich mit liebkosenden Händen unter dem Schatten der jetzt eingebrochenen Nacht, und dicker schwarzer Wolken durch rauschende Windwirbel von dem gastfreyen Hause meines scharfsinnigen und witzigen Freundes in meine einsame Wohnung hingeleitet. Dort krachte splitterndes Holz in lohen durchdringenden Flammen, mit kleinen Gefäsen voll siedender Nahrung wirtschaftlich umringet. Da lagen beym hellbrennenden Lichte glänzende Platten, bereit aufgequollenes Brod in dämpfender Brühe und Muskeln reiner Thiere, vom Salze, Wasser und Feuer durchdrungen, für mich aufzufassen, und darneben Werkzeuge geformte Stücke meinem Munde zuzumessen und hinzunähern. Dies lag, wie zerstreute Bilder des Mondes, auf einem eckigten Tische, bedeckt mit dem jugendlichen Gewebe einer angenehmen Hand. Der Finger der Natur suchte murmelnd durch alle Gefäse des erschöpften Körpers Materie zum stärkenden Ersatz abnehmender Kräfte. Das vergnügliche Angedenken an den zärtlichen Umgang und die erwecklichen Reden meines erbaulichen Freundes betäubte die innerliche Empfindlichkeit des nagenden Hungers bis auf ein sanftes Gefühl.

Wie, wenn ein einsamer Hirte, welcher am hingekrümmten Bache, der über glatte und sichtbare Kiesel, wellenförmig und lachend hinrauschet, unter einer von Zephiren durchkrochenen Weide, in die vielfärbigten Blumen des abhänglichen Ufers, hingestrecket, tief unter dem Klee und Moos versteckte Veilgen mit forschender Hand zu dem festlichen Kranze seiner Schönen hervorgepflücket, und sie schon in ordnenden Gedanken unter tausend andere Arten von Blumen auf den versteckten Grund von hundertmahl durchflochtenen Binsen, nach dem jugendlichen Geschmacke der geliebten Augen, hinpflanzet. Eine augenblickliche, und durch die ganze Himmelsgegend schnell ausgedehnte, Flamme fleucht durch die zuvor heitere und azurblaue Luft am hellen Mittage, ohne Spuren der Wolken, rasch hin, vom krachenden Donner verfolget, der ganze Weltkörper erschüttert, über die er brüllend hinrollt, und mit einem unsichtbaren Keil die nahe Eiche bis auf die Wurzel zersplittert und umkehret. Seine angreifende Hand am halb abgelößten Veilgen wird plötzlich starr, er verlieret ohnmächtig Gedanken und Sinnen, und sinkt, wie ein hingelehntes Bild an die hervorragenden Wurzeln der ausgespühlten Weide.

So ward mein sorgloses und stilles Herze plötzlich unausdrückbar gerühret. Du, göttliche Muse, die du unsichtbar nahe bey mir stundest, besinge jetzt mit ähnlich betäubenden Ausdrücken den gähen Anfall des herabgefallenen

Schmer-

Schmerzens vom fürchterlichen Himmel auf meine ruhige Brust. O, daß ich von dir unterstützet so schauerlich singen könnte, wie der ewige Maro vom feuerspeyenden Grabe des hundertköpfigten Typhons, des ungezeugten Sohnes der neidischen Juno, oder wie der seraphische Klopfstock von den erthönenden Erzgebürgen des schröcklichen Reiches der satanischen Verdammniß. Doch nein, mein schröckliches Lied würde Euch, meine Brüder, wie das bezaubernde Haupt der gräslichen Metuse mit versteinerten Gliedern an diese gesellschaftliche Sitze des Vergnügens, wie leblose Steinbilder, anheften. Ich will lieber schwächer singen, damit Euch der tödende Schrecken nicht so stark rühre.

Das zitternde Geschrey des erschrockenen Wächters vom hochaufsteigenden Thurme der nahgelegenen Kyrche riß mich aus der ruhigen und zufriedenen Stille an das klappernd aufgerissene Fenster. Seine herausgestossene Worte waren meinen überraschten Ohren unvernehmlich; aber der plötzlich eindringende Schmerze hatte sie in meiner aufgebrachten Seele schröcklich nachgebildet. Sie prophezeyhte aus dem heischern Thone einen in der Nähe aufwütenden Brand. Des keuchenden Wächters eilende Hand ergrief reisend das volle Horn vom weit auszubreitenden Schrecken, nnd es brüllte hohl die erstaunliche Nachricht vom verzehrenden Feuer über unsere ganze Stadt hin. Wie, wenn das Echo den angestossenen Schall von geborste-

nen

stenen Eichen von brüllenden Felsen durch abwärts hinumgewundene Thäler hingieset.

Wickelt sich der Himmel, vom endlichen Feuer aufgelöset, zerschmälzend in einander, vom Feuer der plötzlich herabrollenden Sonne, oder einer halbausgebrannten Erdkugel, aus fernen Kreisen herausgewogen, oder von den aufsteigenden Flammengüssen aus dem aufgeborstenen Schlunde herumgelegener Berge, vom innern Beben des entzündeten Herzens der Erde. Ganze Wolken von wallendem Feuer, oder Seen von wirbelnden Flammen, in Wellen fortgewälzet, fliesen über unserm Haupte, über die ganze Stadt hin. Vom Berge dort, den ich glänzend sehe, prallet der röthlichte Schein zurück in diesen Abgrund, von dem er ausflos. Alle Gebäude der Gassen, die Giebel der plötzlich sichtbaren Häuser überflieset ein blutiges Feuer.

Wie, wenn sich Aeol auf ausgespannte Seegel ermüdet hinlegte, und die hütenden Augen, vom zauberischen Schlafe überfallen, zuschlösse, die ungezämte Winde aus den unbewachten Hölen brausend hervorbrechen, rauschend sich fortrissen und die liparischen Insulen heulend durchstürmten: So wälzte sich ein brüllender Sturm unter rothgefärbten dicken Wolken, von Abend her, durch die aufgerührte Luft über die zitternde Stadt, von wankenden Thürmen zertheilet, gegen den aufwallenden Brand auf den dort an-

gebauten Hügel des feurigen Orts hin, wo die lodernde Flamme aus einstürzenden Dächern wütend herausschlug.

In allen Gassen der aufgeforderten Stadt fragt die Betäubung aus Thüren und Fenstern unordentlich nach dem Orte der Verwüstung, und die verwirrte Furcht antwortet mit unverständlichem Geschrey zitternd ganze Gassen durch: Im nahen Heinsfurth. Da lauffen schluchzende Knaben, weinende Mädgen, unwissend und ohne Vorsatz wohin. Dort springen eilende Männer mit aufgeschlagenen Fersen durch die sumpfigten Strassen mit halbbedeckten Füssen im nächtlichen Kleide. Hier fliegen schnaubende Rosse, von tobenden Reutern angespornet, mit feurigen Hufen über die hellklingende Pflastersteine hin. Eherne und eiserne Wagen, von Rossen mit fliegenden Mähnen rasch gezogen, rasseln durch die Strassen und die wiederhallende Thore. Von der ferne, stossen rings herum an die Mauren der Stadt heischere Thöne von den umliegenden Feldern aus dem rauhen Munde herbeylaufender Landleute.

Zu Hülf kommende Menschen, eilig bespannte Wagen ziehen sich mühsam durch unergründliche Sümpfe des aufgeweichten Erdreiches. Dort schwimmt der wankende Fuhrmann mit halbumgeschlagenen Wagen auf Pferden, die rauchend wider die Wellen streben, durch betrügliche

Wasser

Wasser ohne Spur des Weeges in äuserster Gefahr des Lebens, sich dem Nothleidenden hülfreich zu nähern. Was klagen weinend heilige Prediger über einreisenden Mangel menschlicher Empfindungen, christlicher Liebe, unter uns? Warum suchet ihr nicht ernstlicher, dürftige Bettler, vor den verschlossenen Thüren dieser gutthätigen Christen? Warum darbet und verschmachtet ihr, kranke Bürger, auf einsamen Stroh in abgelegenen Hütten, ohne diese Helfer anzusehen. Doch nein! die verzehrende Flamme ist nur mächtig genug, den kleinen Funken übriggebliebener Liebe der Menschheit in ihren Herzen wieder anzufachen. Vom um sich wütenden Feuer wachet der Funke unter der Asche des natürlichen Verderbens wieder auf. O, daß es nicht wieder erstickte!

Indeß wütet die Flamme an zwey krachenden und einstürzenden Giebeln, dort von der nächtlichen Ausschweifung verderbter Jugend entzündet. Wassergiesende Hände breiten sich über ganze Dächer nothleidender Häuser aus. Starke Arme reisen glühende Balcken durch die Flammen nieder. Beladene Schultern retten den kümmerlichen Hausrath, unruhige Betten, leere Tische. Da stehen eherne Meere voll ab- und zunehmenden Wassers und speyen aus langen Hälsen, gleich Strudeln, sausende Ströme in das hoch aufwallende Feuer zischend, dessen Flamme sich, dadurch niedergeschlagen, zur Seiten hinlegt, sich streubt

und dann wieder aus dem röthlichten Dampfe aufwallt, bis sie wiederholt von einer immer neu darauf fallenden Welle völlig überschwemmt wird.

Doch nein! Deine Hand, Allmächtiger! fuhr unter dem Wasser über die Flammen hin, und dämpfte das aufgestiegene Feuer mitten unter dem Rasen deiner Winde, die es ausbreiten wollten. Deine Hand deckte die erstickte Flamme, von Seufzern mitleidender Frommen hergezogen. Möchte doch unser Herze deine Macht im Strafen und Wohlthun überzeugend und lebendig erkennen! Möchte dich doch das sterbliche Auge gerührt im Feuer majestätisch erblicken und ehren! Möchte doch dein Feuer ein heiliges Feuer göttlicher Liebe gegen dich, den unendlichen, den Schöpfer, und gegen Brüder, deine Geschöpfe, in unserer Seele entzünden! Unsere Tage würden so zufrieden und ruhig in eine seelige Ewigkeit verfliesen, wie mich nach erfolgter Stille in dieser schröcklichen Nacht ein sanfter Schlaf auf müde Stunden des Tages erquickte.

den 16. Dec. 1750.

A . . .

VII. Das Leben des Thales,

überſezt

aus des Abts Fenelon Auszug der Lebensbeſchreibungen der alten Weltweiſen.

Er war gebohren in dem erſten Jahr der fünf und dreißigſten Olympias, oder im Jahr der Welt 3310. vor Chriſti Geburt 638. und geſtorben in der 58. Olympias oder im Jahr der Welt 3402. vor Chriſti Geburt 546. in einem Alter von zwey und neunzig Jahren.

Thales von Milete, aus einem phönizischen Geſchlechte, ſtammete von dem Cadmus, einem Sohn des Agenors her. Der Haß ſeiner Eltern, welchen ſie gegen die Tyrannen, die die redlichen Leute unterdrückten, gefaßt hatten, nöthigte ſie, ihr Vaterland zu verlaſſen; ſie kamen nach Milete, einer Stadt in Jonien, um ſich daſelbſt zu ſetzen, allwo Thales im erſten Jahr der 35. Olympias gebohren wurde. Er war der erſte, welcher den rühmlichen Titel des Weiſen verdienet hat, und der der Vater derjenigen Philoſophie geweſen iſt, welche man von dem Land, in dem ſie entſprungen war, die Joniſche genennet hat.

Er verwaltete einige Zeit öffentliche Aemter, und nachdem er mit vielem Ruhm die vornehmſten Bedienungen gehabt hatte; ſo brachte ihn die Begierde, die

Geheim-

Geheimnisse der Natur zu erkennen, dahin, daß er die Unruhe bey öffentlichen Geschäften verlies. Er gieng nach Egypten, wo die Wissenschaften damahls blüheten. Er brachte viele Jahre in dem Umgang der Priester zu, welche die öffentlichen Lehrer im Land waren. Er lies sich in den Geheimnissen ihrer Religion unterrichten, und legte sich insonderheit auf die Erdmeß- und Sternseherkunst. Er band sich niemahls an einen Lehrmeister, und ausser dem Umgang, welchen er während seiner Reise mit den Egyptischen Priesten gehabt hatte, hatte er seine schöne Einsichten, womit er die Weltweisheit bereichert hat, niemand zu danken, als seinen Erfahrungen und seinen tiefsinnigen Betrachtungen. Thales hatte einen aufgeweckten Verstand, redete wenig und dachte viel nach. Er setzte seinen eigenen Nutzen hintenan, und war sehr eifrig daran, den Nutzen des gemeinen Wesens zu befördern.

Wenn Juvenal von den Leuten redet, welche glauben, daß die Rache ein grösseres Gut sey, als das Leben selbst: so sagt er, daß diese Gedanken weit von den Gedanken des Chrysipps und von der stillen Gemüthsart des Thales unterschieden seyen:

Die Rache ist ein Gut, das mehr, als Leben gilt;
So sprach wohl nicht Chrysipp, ein Thales war zu mild.

Als Thales wieder nach Milete zurück gekommen war: so lebte er in groser Einsamkeit, er gedachte an nichts mehr, als an die Betrachtung himmlischer Dinge. Die Liebe zur Weisheit machte, daß er die angenehme Ruhe des ledigen Standes, den Sorgen, welche mit dem Heyrathen verbunden sind, vorzog. Er war noch nicht älter, als drey und zwanzig Jahr, als ihm seine Mutter, Cleobuline anhang, eine vortheilhafte eheliche Verbindung, die sich ihm anbot, einzugehen; aber Thales sprach: Wenn man noch jung ist, ist die Zeit nicht zum Heyrathen: Wenn man alt ist, ist es schon zu spat, und ein Mensch zwischen diesen zweyen Altern muß nicht Zeit haben, sich ein Weib zu erwählen. Einige sagen, er habe gegen das Ende seines Lebens eine Egyptierinn geheurathet, welche viele schöne Werke verfertiget hat.

Als einsmahls Fremde von Milete durch die Insel Coo reiseten; so kauften sie von einigen Fischern das, was sie sogleich mit dem Netze heraus ziehen würden, welches sie eben ins Meer ausgeworfen hätten. Diese Fischer zogen einem Dreyfuß von hartem Gold heraus, welchen die Helene, auf der Ruckreise nach Troja ehedem wegen eines alten göttlichen Ausspruchs, dessen sie sich erinnert hatte, an diesem Ort hineingeworfen haben soll; dieses gab sogleich einen Streit zwischen den Fischern und den Fremden, wem der Dreyfuß zugehörete. Nachgehends legten sich die Städte selbst darein, und nahm eine jede die Par-

they ihrer Leute. Man war im Begriff einen offenbaren Krieg miteinander anzufangen, als man von beeden Seiten übereinkam, es auf den Ausspruch des Orakels ankommen zu lassen. Man schickte nach Delph; das Orackel gab die Antwort, daß man den Dreyfuß dem ersten Weißen geben müßte. Man brachte ihn sogleich dem Thales, welcher ihn dem Blas schickte. Bias schickte ihn aus Bescheidenheit einem andern, und dieser wieder einem andern, welcher ihn dem Solon schickte. Solon sagte, es gebe nichts weißers, als einen GOtt; lies den Dreyfus nach Delph tragen und widmete ihn dem Apoll.

Einige junge Leute zu Milete warfen einsmahls dem Thales vor, daß seine Wissenschaft sehr unfruchtbar wäre, weil sie ihn in der Dürftigkeit liese. Thales wollte ihnen zu erkennen geben, daß die Weißen, wenn sie keine grosen Güter sammleten, dieses aus einer blosen Verachtung der Reichthümer thäten, und daß es ihnen leicht wäre Dinge zu erwerben, die sie nicht achteten.

Er sahe, wie man erzehlt, nach seinen astronomischen Beobachtungen voraus, daß das Jahr sehr fruchtbar seyn würde. Er kaufte vor der Zeit alle Früchte der Oelbäume, welche um Milete herum waren; die Erndte war sehr reich. Thales zog davon einen ansehnlichen Nutzen: aber wie er vollkommen uneigennützig war, so ließ er alle Kaufleute zu Milete zusammen kommen und theilte ihnen alles das aus, was er gewonnen hatte.

Thales war gewohnt, den Göttern für drey Dinge zu danken; daß er als ein vernünftiger Mensch und nicht als ein Thier; daß er als ein Mannsbild, und nicht als ein Weibsbild; daß er als ein Griech und nicht als ein Ausländer gebohren worden sey.

Er glaubte, daß die Welt auf diese Art, wie wir sie sehen, von einem verständigen Wesen seye gemacht worden, welches keinen Anfang hätte, und das niemahls ein Ende haben würde.

Dieser ist der erste unter den Griechen, welcher gelehret hat, daß die Seelen unsterblich wären.

Einsmahls kam ein Mann und fragte ihn, ob wir unsere Handlungen vor den Göttern verbergen könnten? Er antwortete ihm: Auch unsere geheimste Gedanken können ihnen niemahls unbekannt seyn.

Er sagt, das gröste Ding in der Welt wäre der Ort, weil er alle Wesen in sich schlöße; das stärkste wäre die Nothwendigkeit, weil sie in allen Dingen zum Zweck käme; das geschwindeste wäre der Verstand, weil er in einem Augenblick die ganze Welt durchliefe; das allerweiseste wäre die Zeit, weil sie die allerverborgenste Dinge entdeckte; aber das süseste wäre zu thun, was man wolle.

Er sagte oft, viel reden sey kein Beweis des Verstandes.

Man müste seine gegenwärtige und abwesende Freunde in gleichem Angedenken haben.

Man müste seinem Vater und seiner Muter hülfreiche Hand leisten, damit man sich würdig mache, daß einem auch seine Kinder unter die Arme greifen.

Es seye nichts so hart, als einen Tyrannen alt werden sehen.

Dieses könne uns in unserm Unglück trösten, wenn wir hören, daß die, welche uns plagen, eben so unglücklich sind, als wir.

Man müsse dasjenige nicht thun, was man an andern tadelt.

Das wahre Glück bestehe darinnen, daß man eine vollkommene Gesundheit geniese, ein hinlängliches Vermögen besitze, und sein Leben nicht in Weichlichkeit und Unwissenheit hinbringe.

Er glaubte, es sey nichts so schwer, als sich selbst zu erkennen. Dieses gab ihm Gelegenheit diesen vortreflichen Lehrsatz zu erfinden, welchen er hernach auf ein güldenes Blech stechen, und in den Tempel des Apollo aufhängen lies: Lerne dich selbst erkennen.

Er hielt für ausgemacht, daß das Leben und der Tod in nichts unterschieden seyen; und wann man ihn fragte: warum er sich nicht einen Tod anthäte: so antwortete er: weil es einerley ist zu leben, oder todt zu seyn: so kan mich nichts reitzen, eines vor dem andern zu erwählen.

Er vergnügte sich bisweilen mit der Dichtkunst. Man sagt, er habe das Sylbenmaas der sechsfüßigen Verse erfunden.

Ein Mensch, der eben des Ehebruchs wegen angeklagt worden war, kam einsmahls zu ihm und fragte ihn, ob es erlaubt wäre, daß er sich durch einen Eidschwur rechtfertigte, Thales antwortete ihm spöttisch: Ist der Meineid ein geringers Laster, als der Ehebruch?

Mandrete von Pryene, welcher sein Zuhörer gewesen war, kam nach Milete, ihn zu besuchen, und sprach zu ihm: Was soll ich euch für eine Belohnung geben, o Thales, um euch zu zeigen, wie erkenntlich ich für alle die schönen Lehren sey, welche ich euch zu danken habe. Wann ihr Gelegenheit bekommet, andere zu lehren, antwortete Thales, so gebet ihnen zu erkennen, daß ich der Urheber dieser Lehre sey. Das wird an euch eine löbliche Bescheidenheit, und für mich eine sehr kostbahre Vergeltung seyn.

Thales hat sich zuerst unter allen Griechen auf die Naturlehre und die Astronomie geleget. Er glaubte, das Wasser wäre der Grundstoff aller Dinge; die Erde wäre nichts anders, als ein verdicktes, und die Luft ein verdünnetes Wasser; daß sich beständig ein Ding in das andere verwandelte; aber daß sich endlich alles wieder in Wasser auflösen würde; daß dieses ganze Weltgebäude eine Seele hätte und mit unsichtbaren Wesen angefüllet wäre, welche ohne Unterlaß von einer Seite zur andern flögen. Daß die Erde mitten in der Welt wäre, daß sie sich um ihren eigenen Mittelpunct bewegte, welcher zugleich der Mittelpunct der ganzen Welt seye; und daß das Wasser des Meeres,

auf welches sie gegründet wäre, ihr einen gewissen Schwung gebe, der die Ursach ihrer Bewegung sey.

Die wunderbahren Würkungen des Magnets und des Agatsteins, und die Sympathie zwischen Dingen von einer Natur, brachten ihn auf die Meinung, daß nichts in der Welt sey, was nicht beseelet wäre.

Er glaubte, die Ursache von der Uberschwemmung des Nils käme daher, weil die Etesischen Winde, die von Mitternacht gegen Mittag wehen, das Wasser des Flusses, welches von Mittag gegen Mitternacht lauft, aufhielten, und sie zwängen in das Feld auszutretten. Er hat zuerst die Sonn- und Mondsfinsternissen vorhergesagt, und hat Beobachtungen über die verschiedenen Bewegungen dieser zwey Gestirne angestellt. Er glaubte, die Sonne sey ein Körper, der sein eigenes Licht hat, dessen Klumpe zwanzigmahl gröser sey, als der Mond. Der Mond sey ein dunkler Körper, der das Licht der Sonne nur von der einen Helfte seiner Oberfläche zurück werfen könnte; dieses vorausgesetzt, gab er die Ursache an, von den verschiedenen Gestalten, in welchen uns der Mond erscheinet.

Dieser hat zuerst den Ursprung der Winde aufgesuchet; die Materie der Donnerkeile; die Ursache der Blitze und des Donners.

Vor ihm hatte niemand die Art und Weise gewußt, die Höhe der Thürme und der Pyramiden durch ihren mittäglichen Schatten zu messen, wann die Sonne im Aequinoctium steht.

Er

Er setzte das Jahr auf 365. Tage; er brachte die Jahrszeiten in ihre Ordnung, und gab einem jeden Monath 30. Tage: so oft als 12. Monathe um waren, setzte er 5. Tage hinzu, das Jahr voll zu machen. Diese Art hatte er von den Egyptiern entlehnet.

Dieser hat den kleinen Bären kennen lernen, dessen sich die Phönicier bedienen, sich in der Schiffarth darnach zu richten.

Als er einsmahls aus seinem Hause gieng, um die Gestirne zu betrachten, so fiel er in einen Graben. Eine alte Magd in seinem Hause lief sogleich auf ihn zu, und nachdem sie ihn herausgezogen hatte, so sprach sie spöttisch zu ihm: Wie, Thales, ihr glaubet, daß ihr werdet beobachten können, was an dem Himmel vorgehet, und ihr seht nicht einmahl was vor euern Füssen ist.

Thales war sein ganzes Leben hindurch in einem sehr vorzüglichen Ansehen; man fragte ihn in den wichtigsten Dingen um Rath. Nachdem Croesus den Krieg wider die Perser unternommen hatte, so rückte er an der Spitze einer grosen Armee bis an das Uffer des Flusses Hales. Er war sehr verlegen, dahinüber zu kommen. Er hatte weder Brücken, noch Schiffe, und man konnte durch den Fluß nicht setzen. Thales, welcher sich damahls in seinem Lager befand, versicherte ihn, er wollte ihm ein Mittel verschaffen, daß er seine Armee über den Fluß setzen könnte ohne Brücke und ohne Schiffe. Er lies alsobald an einem grosen Graben ar-

arbeiten, in der Gestalt eines halben Mondes, der von einem Ende des Lagers bis ans andere gieng. Dieser Fluß theilte sich dadurch in zwey Arme, durch welche man beede zu Fuß gehen konnte, und die ganze Armee gieng ohne Schwierigkeit hinüber. Thales wollte niemahls zugeben, daß die Milesier bey dieser Gelegenheit sich mit den Croesus in einen Bund einlassen sollten, welches er mit aller Macht suchte. Diese Klugheit war die Ursache, daß sein Vaterland erhalten wurde; dann Cyrus, welcher die Lydier überwunden hatte, plünderte alle Städte, welche sich in ein Bündniß mit denselben eingelassen hatten, und verschonte die Milesier, welche sich nicht hatten wider ihn gebrauchen lassen.

Als Thales nun alt war; so lies er sich einsmahls auf den Schauplatz tragen, um daselbst nach seinem Belieben den Streit in den Schauspielen mit anzusehen. Die ausserordentliche Hitze verursachte eine so gewaltsame Veränderung in ihm, daß er plötzlich auf eben der Stelle starb, da er den Streit betrachtete. Das geschah in der acht und funfzigsten Olympias, und im zwey und neunzigsten Jahr seines Alters. Die Bürger von Milete hielten ihm ein prächtiges Leichbegängniß.

Anakreon.

Anakreontische Ode.

Die Welt.

Wo ist die Welt?
Dort im Pallast des Tyrannen,
Wo sich die berstende Wände,
Mit dem Gewebe bekleiden,
Händen der Wittwen entrissen?
Wo ist die Welt?
Wo sich die Höflinge schmeicheln,
Gratien ähnlich sich schmeicheln,
Biß sie sich, stürzend, erkennen,
Und beym Erkennen verfluchen?
Wo ist die Welt?
Dort wo die wütenden Krieger,
Unter dem Raßlen der Wagen,
Menschen zerstümmlend sich baden,
Baden im menschlichen Blute?
Wo ist die Welt?
Wo in verderblichen Städten,
Menschen wie Chamäleone,
Schuldige Schätze verschwendend,
Seelen und Körper verwandeln?
Hier in der Hütte vom Laube,
Wo ich im Duft der Violen,
Auf sanften Blumen des Mayen,

Unter den schattigten Zweigen,
Einsam und stille gestrecket,
Chöre sich reitzender Sänger,
Neben dem rauschenden Bache,
Gurgeln und zwitscheren höre;
Wo ich Gestalten von Dünsten,
An dem Olympe zerstreuet,
Jugendlich spriesende Blumen
Aus dem bethaueten Grase,
Prächtig sich hebend, erblicke;
Wo mir die Flügel der Weste
Sanft den eröfneten Busen
Streicheln, und kühlend besalben,
Daß ich, vom Ambrageruche
Glücklich betäubet, entschlummre;
Wo ich aus Bechern vom Buxe,
Voll von dem Safte der Blüthen,
Mich mit Vergnügen berausche;
Wo ich die Güte des Schöpfers
Durch die Geschöpfe empfinde,
Da ist die Welt!

Nürnberg,
gedruckt bey Johann Heinrich Gottfried Bieling.

Bayerische Staats Mün

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gesammelte Früchte der Bemühungen der zu Oettingen im Ries vereinigten Gesellschaft der schönen Wissenschaften

Nürnberg 1751

Var. 684#Beibd.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136211-0
VD18 14660881-001